Hazzi
Bavar.
1219 m - 1

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal benützbar

<36602292990018

<36602292990018

Bayer. Staatsbibliothek

8° Bavar. 1219 m

Katechismus
der bairischen
Landes = Kulturgesetze
sammt einem
Unterricht der Landwirthschaft
für das Landvolk,
auch zum Gebrauch für Richter und Rechtsanwälde, Volks = und Schullehrer.

München
bei Strobel.

Preis 36 Kr.

8° Bavar. Hazzi
1219 m/1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

6/43.

Das älteste und gröste Fest in China —
das jährliche Fest des Ackerbaues —

Katechismus

der

baierischen Landes-Kulturgesetze

sammt einem

Unterricht der Landwirthschaft

für

das Landvolk,

auch zum Gebrauch für Richter und Rechts-
anwälde, Volks- und Schullehrer.

Von

Joseph Hazzi,

churfl. General-Landes-Direkt. Rath in München.

Nur bebautes Land bringt Früchte, und zwar nach Ver-
hältniß der angewandten Mühe.

— — —

München 1804.
zu finden bey dem Verfasser.

Erklärung des Kupfers.

Unter dem ältesten und größten Volke — den Chinesen — hat sich auch ihr erstes und ältestes Fest — das Fest des Ackerbaues, oder der Kultur der Erde — bis auf unsere Zeiten erhalten. Sobald die Jahreszeit eintritt, die zum Anbau der Erde einladet, erscheint der Kaiser im vollen Ceremoniel unter Pfeifen und Trommeln unter einer ungeheuern Menge Volkes auf dem freyen Felde, legt selbst Hand an den Pflug, und zieht damit die ersten Furchen. Zween Mandarinen führen die dem Pfluge vorgespannten Ochsen, deren Hörner vergoldet, und die Rücken mit Teppichen belegt sind. —

Der Kaiser spricht unter dieser Ceremonie zum Volke: Wir feyern heuer wiederum den wichtigsten Tag des Jahres — das Fest des Ackerbaues. Es soll die Erinnerung in uns tief einprägen, daß von der Bebauung der Erde alles kömmt, und der Stand des Landbebauers der erste und edelste ist!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Frage.

Was heißt Kultur in Bezug auf ein Land, oder: Landes-Kultur?

Antwort. Kultur heißt hier die Bebauung des Bodens, um ihn fähig zu machen, daß er diese oder jene Frucht hervorbringe. Je nachdem dieß nur auf einfache Art durch den Pflug, oder sonst ohne vielen Fleiß und Spekulation geschieht, wird eine solche Kultur, oder die durch selbe getriebene Wirthschaft die gemeine, oder erste Kultur — gemeine Landwirthschaft genennt.

Wird aber zu so einem Grunde nicht bloß der Pflug, sondern auch die Hacke, oder Haue (ein Garten-Instrument) gebraucht; wird darein gepflanzt, vorzügliche Sorge und Spekulation darauf verwendet, so heißt sie höhere Kultur, Hackenwirthschaft.

Da es also eine zweyfache Kultur giebt, so wollen wir zuerst von der gemeinen Kultur handeln; daher

Erster Abschnitt.

Von der gemeinen Kultur des Bodens.

Erstes Kapitel.

Von den allgemeinen Grundsätzen und allgemeinen Gesetzen bey noch öden Gründen.

Frage.

Und was sagen hierüber die Landesgesetze?

Antw. Daß sie nur den wirklich bebauten, oder kultivirten Boden in Schutz nehmen, und den wilden Hirtenstand verbannt wissen wollen, welches der Haupt-

grundstein aller hieher gehörigen Kulturgesetze ist.

Frage. Was versteht man unter dem wilden Hirtenstande?

Antw. Er ist noch ein Ueberbleibsel der vorigen Barbarey der Menschen und Völker. Ehe die Menschen sich feste Wohnungen bauten, und also zu mehr Ruhe und Bequemlichkeit sich in gewissen Gegenden häuslich niederließen, wanderten sie immer hin und her, weil sie die wilden Thiere jagen, und für die schon zahmgemachten stets eine bessere Weide suchen mußten: sie waren daher blos wilde Jäger und Hirten, das ist, Barbaren, wie es noch heut zu Tage in unkultivirten Ländern solch herumziehende, und also noch in der Barbarey steckende Völker in Menge giebt.

Fr. Was war denn die Hauptveranlassung, daß solche Völker ihre Wanderungen aufgaben, und aus wilden Jägern und Hirten gesittete, das ist, civilisirte Menschen und Völker wurden, wie wir nun die meisten Völker von Europa, jedoch in einem bald höhern, bald niedrigern Grade, antreffen?

Antw. Diese Hauptveranlassung war der Ackerbau, oder die Kultur des Bodens, worauf die Menschen nothwendig gerathen mußten. Sie vermehrten sich immer mehr, und drängten sich also bey ihrem Herumziehen; dieß verursachte Zank und Streit, Gewaltthätigkeiten, oder Kriege. Zudem lernten die Menschen auch von der Natur durch viele Beobachtungen, daß, wenn man der Natur nachhilft, den Boden lo-

cker macht, ihn mit einer Art Same besäet, er die Früchte davon reichlich wieder gebe: — müde also des mit soviel Gefahr und Ungemach verbundenen Herumziehens, aufgeklärt, daß man durch Bebauung des Bodens ein bequemeres Leben führen könne, entschlossen sich einzelne Völker, sich in einer gewissen Gegend niederzulassen, daselbst Wohnungen herzustellen, und das Land zu bebauen, das ist, weil Brod das erste und Hauptbedürfniß war, den gemeinen Ackerbau zu treiben. Der Ackerbau legte also den Grund zu aller Sittlichkeit der Menschen und Völker — sein höherer Betrieb vermehrt und erhöht die Sittlichkeit wie den Wohlstand eines Volkes, oder einer Nation.

Fr. Warum ist aber noch nicht alles Land in Baiern kultivirt, da doch die Baiern schon über 2000 Jahre zurück ein civilisirtes Volk, oder eine gesittete Nation vorstellen?

Antw. In der Natur geht alles Schritt für Schritt. Brod war das erste Bedürfniß; daher entstanden blos allein Ackerfelder, wozu man um die Wohnungen herum die Wälder ausrottete, und diese Ackerfelder wurden von einer ganzen Gesellschaft, von einer Ansiedlung zusammen, was man jetzt Dorf heißt, bestellt, d. i. gemeinschaftlich geackert, besäet, die Früchte geärntet und vertheilt. Erst nach und nach machte man hierbey die Erfahrung, daß es besser ist, und weniger Streitigkeiten veranlaßt, wenn von dem ganzen Platze jeder einen Theil Grundes besonders nimmt, und selbst be-

bauet, als wenn der ganze Platz in Gesellschaft bebauet, gemeinschaftlich eingeärntet, und hierauf die Frucht vertheilt wird. Aus diesen Absonderungen bildete sich dann das Eigenthum der Gründe, eigene Felder. *) Der Platz außerhalb dieser Feldkultur diente nun dem Vieh zur Weide,

---

*) Die dermalige Ackerwirthschaft, die jedes Dorf größtentheils noch mit 3 Feldern treibt, verräth noch den vorig-alten und ersten Zustand. Jeder Dorfbewohner hat im Winter-Sommer- und Brachfeld seine Gründe zerstreut, und war bisher größtentheils mit seiner Wirthschaft gebunden, das zu thun, was die ganze Gemeinde that. Die Zerstreuung der Felder kömmt von der ersten Vertheilung des Eigenthums durch das Los her, wie noch öfter die Felder und Wiesen Lose, Lüße genennt werden.

und um Holz daraus zu hohlen. Viel später fand man erst nützlich, kleinere Plätze von der Weide auszuschließen, und das Gras zum Futter für das junge Vieh nach Haus zu bringen, oder daß man für die vergrößerte Feldarbeit mehr Vieh zu Haus behalten müße. So entstanden also die Wiesen, und das Eigenthum von Wiesgründen. Und noch viel später, erst als sich die Ansiedlungen in den Wäldern umher zu ihrer Ausrottung immer vermehrten, und daher die Weiden und Waldungen zwischen den Ansiedlungen kleiner wurden, dachte man auf Abscheidungen und Gränzen der Weiden und Waldungen, auch auf einzelne Zueignungen von mehr Wiesen, und selbst von kleinen Holzdistrikten; es erhielt also jedes Dorf, Flecken oder Stadt nach und nach abgegränzte Weideplätze und Waldun-

gen, die, weil sie von dieser oder jener Gemeinde benützt wurden, die Gemeinde-Viehweide z. B. von Allersbach ꝛc. das Gemeindeholz von Spitzheim ꝛc. genennt wurden.

Diese Gemeindeplätze blieben also übrigens noch sich selbst überlassen, und wurden nicht bebauet, sondern dienten nur für Weide und Holzbedarf, nach Art des oben bemerkten allgemeinen wilden Hirten-Standes; und heut zu Tage bestehen unsere Weideplätze noch aus Moos und Waldung, gehören also ganz noch zum öden, unkultivirten Boden, der bisher in kein besonderes, d. i. Privateigenthum, übergegangen ist. In andern Ländern aber, wo die Bevölkerung schneller anwuchs, und die Früchte der Landwirthschaft mehr Absatz hatten, ist schon früher der Zeitpunkt eingetreten, daß man auch auf diese unkultivirte Gründe

mehr aufmerksam wurde. Vielfältige Erfahrungen hatten gelehrt, daß die Weide selbst dem Vieh schädlich ist; daß man 3 bis 4mal mehr Vieh, und in besserem, gesünderem Zustande halten kann, wenn man die Weideplätze kultivirt.

Da die Gemeinschaft der Holzbenützung zu viel Holzabschwendung und Verwirrung verursachte, so fühlte man nach und nach die Lücken, sah, daß die Waldungen theils zu licht wurden, theils für ihren zu großen Raum zu wenig ertrugen, auch mit mehr Sorgfalt nachgezogen, oder die Gründe anderst benützt werden müßen, und so kamen auch diese Weidplätze und Waldungen zur Abtheilung und wurden Privateigenthum; daher in mehrern Ländern es dergleichen öde Gründe gar nicht mehr giebt, oder nur sehr wenige — folglich nur selt-

ne Ueberbleibsel des ehmaligen wilden Hirtenstandes angetroffen werden. Eben darum sagt man auch in Beurtheilung der Länder: dieses Land ist mehr, jenes weniger kultivirt.

Baiern gehörte bisher zu den letztern zu einem wenig kultivirtem Lande. Die Hälfte seines Bodens bestand aus Möösern, Filzen, Weidenschaften, und Wäldern ohne aller Kultur; Baiern zählt daher auch jetzt noch auf einer Quadratmeile, oder einem Flächenraume von 16000 Tagwerk im Durchschnitt nur über tausend Seelen, da hingegen in andern mehr kultivirten Ländern 3 — bis 4000 und noch mehr auf so einem Flächenraume sich nähren. Auch noch andere Umstände, als immerwährende Kriege, das zu sehr begünstigte Jagd-

wesen, die zu große Beschränkung der Heirathen der Landleute, die Getreidsperren, und hundert dergleichen politische Fehler hinderten in Baiern den Aufschwung der Landwirthschaft und Bevölkerung. Seine wenige Bewohner hatten ohnehin Gründe genug; auf Kultur öder Gründe zu denken, und hierüber Zeit und Geld verzehrende Prozesse abzustreiten, verlohnte sich nicht, besonders da die Getreidpreise so gering waren, auch sonst jede Spekulation unterdrückt wurde.

Fr. Warum ist aber jetzt in Baiern die Kultur so sehr aufgewacht? warum will jetzt alles nach diesen öden Gründen greifen.

Antw. Theils weil gleiche Bedürfnisse wie in andern Ländern eingetreten sind, theils weil man immer mehr von der

Schädlichkeit der Weide überzeugt wird, weil alle Hindernisse, die bisher der Kultur solcher Gründe im Wege standen, gehoben sind, weil die höheren Fruchtpreise mehr zur Kultur reitzen, und endlich, weil die Gesetze nunmehr, anstatt die Kultur dieser Gründe zu hindern, auf allen Seiten hierzu ermuntern.

Fr. Was sagen die Kulturgesetze im Allgemeinen über diese öde Gründe?

Antw. Daß sie zum allgemeinen Eigenthum des Landes, der Nation gehören; daher hat in vorigen Zeiten die oberste Gewalt der Nation, der Fürst, mit selben nach Gefallen gehandelt, hat Klöster und Unterthanen nach und nach ansiedeln, und diese Gründe urbar machen lassen. Endlich mit Anfang des 18ten Jahrhunderts wurden sie im ganzen Lan-

de öffentlich an den Meistbiethenden (von einer churfürstlichen Kommißion verkauft, worüber dann das erste Kultur-Mandat vom 30ten July 1723 erfolgte *). Dieses stellte die nähmlichen Grundsätze auf: diesem Mandat gemäß wurden alle derley Gründe auf Gerechtigkeiten, besonders an Leerhäusler, oder sonst neue Ansiedler verliehen, und auf keine Weidenschaft Rücksicht genommen. **) Im gleichen Sinne spricht auch noch die allgemeine Kulturverordnung von 1762. Diese erhielt aber nach und nach durch neuere Kultur-Mandate die Milderung und Abänderung, daß

*) Siehe Kreitmayrische Generaliensammlung Seite 448 und 453.

**) Siehe diese Mandate in obiger Sammlung von Seite 453 bis 465.

zwar jeder Fremde solche Gründe zur Kultur begehren kann; jedoch haben diejenigen Gemeinden, oder Unterthanen den Vorzug, *) welche bisher die Weidenschaften auf diesen Gründen ausgeübt haben, und sich selbst zur Abtheilung und Kultur derselben erklären, welches auch gegenwärtig noch die Grundlage aller Kulturen und Kulturprozesse ist.

Fr. Kann also jeder, wer er immer sey, diesen oder jenen Weideplatz, Moos, oder sonst öden Grund zur Kultur verlangen, und wie wird hier verfahren?

Antw. Jeder Fremde, wer er auch sey, kann so einen Grund im Lande zur Kultur bey der General-Landes-Direktion nach-

---

*) S. Mayrische General. Sammlung S. 908 — 1012.

suchen. Diese giebt dann seine Vorstellung an jene Gerichtsstelle hinaus, in derer Bezirk der Platz liegt *), und zwar mit dem Auftrage, diesen Gegenstand in Zeit 14 Tagen summarissime zu untersuchen, und unter den Interessenten entweder auszugleichen, oder zu verbscheiden; und somit eröfnet sich ein sehr schnelles, abgekürztes, gerichtliches Verfahren, oder ein Kulturprozeß im Allgemeinen.

---

*) S. Mayrische Gener. Sammlung Seite 1012.

Zweytes Kapitel.

Von
dem Kulturprozeß im Allgemeinen.

Frage.

Was hat nun die Gerichtsstelle zu thun, sowohl, wenn ein Fremder, oder wenn Einer, oder Mehrere von der Gemeinde, die bisher auf dem in Frage stehenden Platze die Weidenschaft ausgeübt hat, solche Gründe zur Kultur verlangen?

Antw. Immer ist es das erste Geschäft, einen Augenschein von dem Platze einzunehmen, alle Interessenten bey dieser Sache beyzuziehen, eine Beschreibung von dem Grunde im Allgemeinem herzustellen, und die Interessenten um ihre Erklärung aufzurufen.

Haben nun diese gegen die Kultur nichs einzuwenden, das ist, wollen sie sich nicht selbst mit der Kultur abgeben, dann wird die Sache zur General = Landes = Direktion einberichtet, welche hierauf die verlangten Gründe demjenigen zur Kultur ohne weiters verleihet, der um selbe angehalten hat: geschieht aber ein Widerspruch, dringen die Interessenten, das ist, diejenigen, die vorhin darauf die Weide ausgeübt haben, selbst auf Abtheilung und Kultur, so muß die Gerichtsstelle zur weitern Untersuchung aller einschlägigen Gegenstände eine andere Tagsfahrt ansetzen, und hierzu alle Interessenten zitiren, mit dem Beysatze, daß es jeder Parten freygestellt bleibe, einen Rechtsanwald mit sich zu bringen, oder sich selbst zu vertreten. Dem Fremden wird aber nun sogleich der Bescheid

gegeben, daß sein Kulturgesuch nicht mehr statt finde.

Fr. Wenn aber auf den angesetzten Tag die zitirten Interessenten nicht erscheinen, um so die Sache zu verzögern, und die Kultur und Abtheilung zu vereiteln?

Antw. Jede Vorladung, Zitation oder Auftrag ist während des ganzen Kulturprozesses von selbst ein peremptorischer Termin, das heißt, er zieht sogleich die Wirkung nach sich, daß so eine nicht erscheinende, oder ungehorsame Partey so angesehen wird, als hätte sie das Vorgeben der Kulturlustigen zugestanden, oder sich selbst von der Kultur, oder weitern Vertheidigung ausgeschlossen. Kömmt aber ein Hinderniß dazwischen, dann mag wohl auf Anmelden

der vorige Termin auf weitere 8 Tage verlängert werden. *)

Fr. Was hat nun bey dieser Tagsfahrt der Richter und die verschiedenen Parteyen zu thun?

Anw. Der Richter hat seinen Vortrag, oder die Eröfnung des Protokolls dahin zu machen, daß sich alle Gegenstände in 4 Punkte, oder 4 Fragen auflösen, und zwar

1. Was zur Abtheilung und Kultur verlangt wird? (Dieß wird das Objekt genennt.)
2. Wer, und wie viele daran Antheil nehmen? (Die Subjekte.) Dann
3. Wie die Abtheilung vor sich gehen soll? (Die Frage quomodo) endlich

*) Siehe das 10te St. des Regier. Blatts 1803.

4. Unter welchen Folgesätzen? (puncta accessoria.)

Auf alle diese 4 Punkte, oder Fragen müßen nun die Parteyen zugleich vernommen werden, wobey diejenigen, die um Kultur oder Abtheilung eingekommen sind, oder sich dazu erklärt haben, als Kläger, die übrigen aber als Beklagte betrachtet werden.

Ueber jeden dieser Punkte geben also die Kläger zu erst ihre Erklärung ab, welches der Klage-Receß heißt, und hierauf antworten die Beklagten, dieß ist der Exceptions-Receß. Auf dieses sprechen wiederum die Kläger, welches man den Replik-Receß nennt, und endlich nehmen die Beklagten das letzte Wort, welches der Duplik-Receß ist, und hiemit wird die

ganze Verhandlung geschlossen, und der Richter hat entweder einen Vergleich zu versuchen, oder seinen Bescheid zu geben.

Fr. Werden also keine Schriften mitgetheilt, oder gewechselt, und so mehrere Termine gegeben?

Antw. Nein! Alles muß auf einmal, und in dem nähmlichen Protokoll angebracht werden. Reicht ein Tag zu diesen Erklärungen, oder sogenanntem Recessiren nicht zu, so wird dasselbe am andern Tage fortgesetzt.

Fr. Was ist in Rücksicht des ersten Punktes, des Objekts der Abtheilung und Kultur zu beobachten?

Antw. Es betrift eigentlich die Plätze oder Gründe selbst, deren Abtheilung unde Kultur verlangt, und worüber das schon

vorhin abgehaltene Augenscheins = Protokoll. *) vorgelegt wird, weil dieses die volle Beschreibung der in Frage stehenden Gründe enthält, und also zur Grundlage dient. Hier wird nun über die Eigenschaft

---

*) Protokoll heißt, wenn der Vorgang einer Handlung zu Papier gebracht wird. Der hiezu wesentlichen Eigenschaften sind 3, und zwar

1. die von außen bemerkte Gegenwart des ordentlichen Richters, und der zitirten Parteyen, (Präsenz genannt).

2. Der Inhalt. Es wird alles beschrieben, wie die Handlung wirklich vor sich gieng.

3. Die Unterschrift. Die Parteyen unterschreiben sich zum Beweis obigen Inhalts, oder es thun dieses in ihrem Nahmen andere beglaubte Personen, z. B. ihre Rechtsanwälde, Prokuratoren, oder andere Zeugen.

eines öden oder Gemeinheit-Grundes gesprochen. Hierunter gehören die Gemeinweiden, Gemeinwaldungen, Möösser, andere kleine öde Plätze inner oder außer den Dörfern, Städten und Flecken, kurz alle jene Plätze, die noch nicht zur Kultur gebracht, und in Privateigenthum übergegangen sind, also im öden Zustande von mehrern gemeinschaftlich benutzt werden.

Fr. Warum werden auch die kleinsten Plätze darunter gerechnet?

Antw. Weil sie zu allerley Gebäuden und Gärten dienen können, auch dadurch die Dörfer, Flecken und Städte eine schönere und ordentlichere Gestalt gewinnen; da zugleich darauf gesehen werden muß, daß alles in gerader Linie ausgesteckt wird, um ordentliche und weite Gassen zu erlangen, und so alle öde Plätze innerhalb einer

Ortschaft, die oft zur Schande mitten im Dorfe oder Flecken einen Weideplatz vorstellen, zu beseitigen. *)

Fr. Macht dieß bey den Gemeindeplätzen und Waldungen der Bürger in Städten und Flecken keinen Unterschied?

Antw. Auf keine Art. Ob auf einem Platze eine Bauern- oder Bürgergemeinde ihre Weide, oder Holz gemeinschaftlich genossen haben, — es ist immer ein Gemeinde-Grund. Man hat wohl bisher derley Bürger-Gemeingründe auch hin und wieder Stadtkammer-Gründe, oder Waldungen genennt, und geglaubt, die Stadtkammer, der Magistrat sey ein besonderes Ding: — Allein es bleibt immer bloß die Bürgergemeinde, sie ist für alles

*) S. das 19. St. des Regierungsbl. vom J. 1801.

verantwortlich; die Stadtkammer ist ihr Gemeinde-Säckel, wozu sie das Abgängige beyzutragen hat, und also auch das Ueberflüßige oder Ungeeignete davon nehmen, und anderes benützen kann; sohin werden derley Stadtkammerwaldungen und Gründe wie andere Gemeindegründe zur Kultur vertheilt. *)

Fr. Was geschieht nun bey dem zweyten Punkte rücksichtlich der Subjekte, oder der Personen, die sich zur Kultur gemeldet haben?

Antw. Hierüber wird ein Litis consortium hergestellt, d. i. ein Verzeichniß deren, welche in der Gesellschaft der kultivirenden, der Kläger, oder nicht kultivirenden, der Beklagten, stehen; auch muß das

*) S. das 10. 21. und 37. St. des Regier. Blatts von 1803.

Verzeichniß aller Interessenten nahmentlich deßwegen genau hergestellt werden, um die Zahl der Theilhaber zu wissen, worauf viel ankömmt, weil sich daraus ergeben muß, wie viele Antheile von den Plätzen gemacht werden müßen.

Fr. Wer gilt als ein solcher Theilhaber?

Antw. Derjenige, der entweder zur Gemeinde gehört, oder auf dem Platze den nähmlichen Nutzen wie einer von der Gemeinde genossen, z. B. auch die Weide hergebracht, Holz davon bekommen hat; immer muß er aber auch ein Gutsbesitzer, oder Hauseigenthümer seyn.

Fr. Wenn aber Einer mehrere Häuser, oder nur die Hälfte, oder ein Drittel von einem Hause besitzt, wenn einer Zubaugüter hat?

Antw. Wenn Einer mehrere Häuser besitzt, von jedem die Gemeindebürden getragen, und wie ein anderer von dem Gemeindeplatze Nutzen gezogen hat, oder doch hätte ziehen können, müßen ihm dann eben so viele Antheile zufließen. Zwey halbe Häuser gelten nur für ein ganzes, so auch drey Drittel-Häuser für eines, wenn nicht besondere Verhältnisse oder Verträge was anderes bestimmen, wie das öfter der Fall seyn kann, z. B. man hat bey der Abtheilung eines solchen Hauses bestimmt, daß jedes einen ganzen Gemeindenutzen ziehen, und gleiche Bürden tragen soll. Zubaugüter werden nur dann als ordentliche Güter gleich andern zum Zug gelassen, wenn sie noch in voller Eigenschaft bestehen, d. i. das Gut wieder bemayert wer-

den könnte, die Gründe mit dem Haupt-gute noch nicht vermischt sind, auch von diesem Gut aus die Gemeinde-Bürden besonders getragen, und von dem Gemeinde-Platz mittels der Weide oder anders ein Vortheil gezogen wurde. *)

Fr. Wer kann sonst noch auf einen Antheil Anspruch machen?

Antw. Wie schon gesagt wurde, auch ein Anderer, wenn er auch zur Gemeinde nicht gehört, wenn er nur im Mitbesitze der Weidenschaft des Platzes ist. Oft ist auch der Fall, daß eine Gemeinde nur zu gewissen Stunden oder Tägen im Besitz der Weide ist; dieß wird dann im Verhältniß der gewöhnlichen Weide zu 12

---

*) S. das 10. St. des Regier. Blatts von 1803.

Stunden des Tages gerechnet, und so der treffende Antheil ausgemittelt; gleiche Beschaffenheit hat es auch, wenn der Fremde bey einem Walde von der jährlichen Holzabgabe auch seinen Antheil erhielt. Nebenbey empfängt die Schule allzeit so einen Gemeinde-Antheil, und zwar zur Erleichterung des Unterhalts des Schullehrers; *) dann auch hauptsächlich darum, damit die Schullehrer dadurch Gelegenheit haben, die Kinder in der Landwirthschaft, Gartenwesen, Baumpflanzen, zu unterrichten, welches natürlich die größten Vortheile für die Kinder und die Landwirthschaft gewähren kann.

Beamte und Gerichtsdiener, oder andere churfürstliche Häuser können von selbst

*) S. das Reg. Bl. 18. St. von 1800 und 34. 37. u. 42. von 1803.

an so einer Vertheilung der Gründe nicht Antheil nehmen, da ihre Verhältnisse zu den hier erforderlichen Eigenschaften nicht passen.

Fr. Wenn sich aber nur Einer, oder Wenige zur Abtheilung erklären, dann sind ja die Kosten für diese zu groß, und kann also die Abtheilung nicht vor sich gehen?

Antw. Das ist gleichviel. Es wird in der Sache fortgefahren, als wenn alle Interessenten abtheilen wollten, alle müssen dann, d. i. die ganze Gemeinde die Planaufnahme und andere Kosten bezahlen. Der oder diejenigen, welche ihre Antheile für sich abgemarcht haben wollen, zahlen dann bloß diesen unbedeutenden Betrag der besondern Unterabtheilung, und können also ihre Plätze ohne weiters kultiviren.

Fr. Dürfen aber die anderen ihre Plätze noch beweiden, und die Kultivirenden von der Weide ausschließen?

Antw. Auf einige Zeit mögen sie diese Gründe noch beweiden; sie werden aber noch immer als öde angesehen, und die Kultivirenden sind von Beweidung derselben nicht auszuschließen, vielmehr kann sich nach Jahr und Tag jeder wiederum wie bey andern öden Gründen zur Kultur derselben melden; sie gehen also für die Weidenden verlohren. *)

Fr. Wie gehet es nun bey der dritten Frage, in Rücksicht der Art der Abtheilung (quomodo) zu?

Antw. Die Frage, wie abgetheilt werden soll, zerfällt wieder in zwey Punkte,

*) S. des Reg. Blatts 15. und 30. St. 1803.

und zwar in den der Abtheilung des Grundes selbst, und in den der Größe der Theile, oder des Maßstabes, nach welchem getheilt wird.

Bey der Abtheilung selbst muß das Oertliche (locale) in Betracht gezogen werden, welche Wege, Gräben, Abzugs-Kanäle bey Mösern ꝛc. nothwendig sind, oder welche andre Umstände in Erwägung kommen. Bey Waldungen müssen die Forstmeister-Aemter an Hand geben, wie die Theilung am geschicktesten angelegt werden kann.

Fr. Müssen vielleicht noch besondere Reserveplätze für Gemeindebedürfnisse, z. B. Brücken und Gebäude vorbehalten werden?

Antw. Da es mit dem Reserveplatze gehen würde, wie vorhin mit dem ganzen Gemeindegrunde, so sagen die Gesetze,

daß alles zur Vertheilung gebracht werden soll. Bey Gemeindebedürfnissen hat die Gemeinde von selbst in Geld oder Materialien ihre Beyträge zu leisten. *)

Fr. Was ist in Ansehung der Wege und Theilungsanlage zu bemerken?

Antw. Damit die Theile nicht zu lange Streifen werden, und weil ohnehin zur Ein- und Ausfuhr von den Theilen Wege nothwendig sind, haben die Gesetze verordnet, daß ein oder mehrere gerade Kreutzgeräumter zu 12, oder, wo mehr Raum ist, zu 20 Schuh Breite bestimmt, und die Theile darauf angelegt werden, welche dann als gemeinschaftliche Fahrwege gelten, als solche beyzubehalten, und alle übrige Wege aufgehoben sind.

---

*) S. des Regierungs-Blatts 10tes St. 1803.

Diese Geraumter, so wie auch die Marchlinien der einzelnen Theile müssen bey den Waldungen gut ausgehauen werden; überhaupt darf der Feldmesser nicht übersehen, jeden Antheil genau zu vermarchen, mit großen eichenen Pflöcken zu versehen, worauf überall die eigene und jenseits anstossende Nummer eingebrannt ist. Um jeden Pflock herum wird eine Grube aufgeworfen, damit der Platz des Pflockes allzeit sogleich wieder zu finden ist. Auf solche Art wird jede Abtheilung sicher und ordentlich *) vor sich gehen.

Fr. Was kömmt in Rücksicht des zweyten Punktes über die verschiedene Größe der Antheile, oder den Maßstab der Theile in Anwendung?

---

*) S. des Reg. B. 2tes St. 1803.

Antw. Den Theilungs-Maßstab bestimmen ohnehin entweder ältere Verträge in der Gemeinde, welche die Verfassungsart mit den übrigen Gemeindegütern angeben, oder die Gemeinde-Verhältnisse selbst, d. i. weil die Gemeinde eine gleiche Gesellschaft ist, jedes Glied derselben eine gleiche Stimme in der Gemeinde, in Gemeinde-Angelegenheiten, in Sachen des Gemeinde-Säckels hat, der Hof- oder Steuerfuß ohnehin nicht hierher gehört, so giebt es äußerst selten mehr Anstände, und die Parteyen erkennen bloß den gleichen Maßstab zur Abtheilung, daß also alle Antheile gleich werden, indem, wie das Gesetz sagt, die Ueberzeugung zu begründet ist, daß bey irrigen Verhältnissen die richterliche Interpretation (Auslegung dieser verschiedenen Verhältnisse und Streitigkeiten) und also Entscheidung hierüber ohne-

hin meistens nicht wohl anders ausfallen kann, als für den gleichen Maßstab. *)

Nach den älteren Kulturmandaten waren sogar alle diese öde Gründe bloß zum Verkauf, oder zur Unterstützung der Kleinbegüterten, oder Leerhäusler bestimmt; es können also die Großbegüterten bey ihren ohnehin meist zu vielen Gründen es nicht anders als sehr billig finden, wenn hier nur gleiche Ansprüche und Rechte gelten, wie auch die Bürger und Bauern untereinander gleich sind, und kein Gesetz zwischen großen Bauern oder großen Bürgern und kleinen Bauern und Bürgern einen Unterschied macht.

Fr. Was gehört zur vierten Frage, zu den Folgesätzen?

---

*) S. des Reg. Blattes 10tes St. 1803.

Antw. Dieß sind allerley Nebenumstände, die noch berichtiget werden müssen, als: verschiedene Entschädigungen z. B. wegen den Besoldungshölzern, Uebernahme der auf den Gründen haftenden Kapitalien, oder anderer Bürden, Rekognitionen von den Gründen bey den Städten und Märkten zur Erleichterung der Stadtkammer-Ausgaben, mehrere andere Vorkehrungen zur Kultur, die Wahl eines Geometers, welche ganz den Parteyen überlassen ist, und nur, wenn sich diese über die Person nicht vereinigen können, entscheidet der Richter. Zugleich wird mit dem Geometer der Akkord über die Vermessung, Abtheilung und Planherstellung abgeschlossen, und so mehr. *)

*) S. des Reg. Blatt 10tes St. 1803., und das dritte St. vom Jahre 1800.

Fr. Wenn nun in den vier Rezessen die Parteyen sich über alle diese Gegenstän-stände und die 4 Hauptfragen geäußert haben; was geschieht dann?

Antw. Der Richter hat sich nun zu bemühen, einen alle diese Punkte umfassenden Vergleich zwischen den Parteyen, oder wenigstens über die wichtigsten Gegenstände zu bezwecken, oder sie zu vermögen, daß sie unter sich, oder aus Fremden sich Schiedsrichter wählen, denen die volle endliche Bestimmung aller irrigen Punkte überlassen wird. Ist dieß trotz aller angewandten Mühe nicht möglich, so läßt er die Parteyen auf kurze Zeit abtreten, verfaßt während dem den Bescheid, hierauf läßt er sie wieder vorrufen, und der Bescheid wird ihnen publizirt, worüber hernach ein eigenes Publikationsprotokoll er-

richtet wird. Dieser Bescheid ist aber in allen Punkten als definitiv, d. i. endlich, ein Endsbescheid, ertheilt, oder er trägt in einem oder in mehrern Punkten den Beweis auf, und als dieser ist er interlocutorisch, oder ein Zwischenbescheid.

Fr. Wenn also in einem, oder in mehrern Punkten auf Beweis gesprochen wird, was ist da zu thun?

Antw. Schon der Richter muß in dem Bescheide den Termin von 8 Tagen zum Beweisführen hineinsetzen, und den achten Tag bestimmen, auf welchen dann für diesen Beweis eine eigene Tagsfahrt angesetzt ist, und alle Interessenten wieder dazu vorgeladen werden und erscheinen müssen *). Diejenigen nun, welche einen Be-

*) S. das 10te St. des Reg Blatts 1803.

weis zu machen haben, müssen ihre Probmittel, als Urkunden, Zeugen ꝛc. um das Nöthige zu Protokoll zu bringen, bey sich haben. In Hinsicht der Zeugen müssen ebenfalls die Beweisartikel sogleich zu Protokoll gegeben und die Zeugen benennt werden. Hierüber ertheilen nun die Gegenparteyen ihre Antworten, oder Gegenbeweisartikel nebst ihren Zeugenbenennungen. (Es versteht sich, daß diese Zeugen auch schon gegenwärtig seyn müssen). Die Urkunden werden dann untersucht, und die Zeugen vernommen. Im letztern Falle treten die Parteyen ab, bis alle Zeugen vernommen sind, und so wird auch hierüber wie oben der Endsbescheid verfaßt und publizirt.

Fr. Wenn sich aber eine Partey über den Bescheid zu beschweren hat? —

Antw. Ueber jeden richterlichen Auftrag oder Bescheid hat jede Partey, die sich durch selben bekränkt glaubt, die Befugniß in Zeit 14 Tagen, von dem Tage der Publikation oder Erkenntniß an gerechnet, zu appelliren, welche 14 Tage man die Fatalien nennt, weil nach Verlauf derselben keine Beschwerde mehr zugelassen wird.

Die Appellation geht zur churfl. General-Landes-Direktion in München als obersten und letzten Kultur-Instanz. *)

Fr. Was wird zu einer Appellation erfordert?

Antw. Zuerst muß der Spruch der ersten Instanz in Abschrift beygefügt und der

*) S. die Instruktion der General-Landes-Direktion, oder das 20te Stück des Reg. Blatt. 1799, und das 10te St. des Reg. Blattes 1803.

Tag der Publikation bemerkt seyn: dann werden die gegründeten Beschwerden angeführt, und endlich die bestimmte Bitte gestellt.

Fr. Was thut hierauf die oberste Gerichtsstelle, die General-Landes-Direktion?

Antw. Sie fordert Bericht und Akten von der ersten Instanz in Zeit 8 Tagen ab.

Fr. Darf hier die Partey nicht mit einer Appellations-Nebenverantwortung einkommen, oder damit vernommen werden?

Antw. Nein. Der untere Richter hat bloß innerhalb der 8 Tage, und zwar bey Vermeidung eines eigenen Bothens, weil die Termine in Kultur-Sachen auch für den unteren Richter von selbst peremptorisch sind, seinen Bericht zu verfassen, oder seine Entscheidungs-Gründe anzulegen, und alle Akte sammt dem Gerichtsko-

sten = Verzeichniß und Akkord mit dem Geometer, um Excesse zu verhüten, einzusenden; und dann entscheidet die oberste Gerichtsstelle mit Rücksendung der Akten, und alles hat ein Ende.

Fr. Wie hat sich nun wieder der untere Richter zu verhalten?

Antw. Er publizirt den Bescheid der General = Landes = Direktion, und bringt ihn in Vollzug, d. i. schreitet zur Abtheilung selbst.

Fr. Ist hierauf kein weiterer Rekurs an Se. churfürstl. Durchl. (die höchste Stelle) oder ein anderes Justitz = Kollegium mehr möglich?

Antw. In keinem Falle. Se. churfl. Durchl. haben die höchste Pflicht erfüllet, und die General = Landes = Direktion zur letzten Instanz angeordnet, wollen also, wie

bey anderen Justitz-Gegenständen, wo das Revisorium die letzte Instanz ausmacht, nicht im mindesten vorgreifen, sondern lassen der Sache ihren ordentlichen Lauf; ja haben nicht selten gegen solche Rekurse nachdrückliche Strafen an die Parteyen und Advokaten befohlen *), und so läßt sich über den Spruch der General-Landes-Direktion nichts weiters thun, als den Vollzug der Abtheilung abwarten; und diese Anordnungen der Regierung sind die weisesten und wohlthätigsten.

Ein Kulturprozeß wird hierdurch am wenigsten kostspielig; die Gegenstände sind auch zu einfach, als daß sie so große Weitläufigkeiten erforderten; es muß vielmehr ein schneller Ausgang der Sache und baldi-

*) S. das 1te Reg. Bl. 1803. und das 37te R. Bl. 1802.

ge Kultur der Hauptzweck seyn; daher darf und kann kein Kulturprozeß über 6 Wochen dauern *).

Drittes Kapitel.

Von dem Vollzuge der Abtheilung und Kultur.

Frage.

Wie geht der Richter bey Vollzug einer Abtheilung zu Werke?

Antw. Nach Empfang des Bescheides von der General-Landes-Direktion setzt er den Tag der Publikation, (Kundmachung derselben) an, wobey auch der bestellte Geometer erscheint. Diesem wird jetzt vom

*) S. das 10te St. des Reg. Bl. 1803.

Richter aufgetragen, den Plan herzustellen, und die Art der Abtheilung — das Projekt hiezu auf dem Plane, nach den Bescheiden und Verordnungen in Vorschlag zu bringen.

Der Geometer begehrt zugleich Leute, die der Gränzen kundig sind, und ihm hierüber die nöthige Auskunft geben, wie auch Arbeiter zum Aushauen der Linien, z. B. bey Wäldern, zum Kettenziehen, und der Richter ertheilt den Parteyen die nöthigen Befehle, um abwechselnd bey den Vermessungen zu erscheinen. Für die Ausbleibenden werden auf ihre Rechnung Taglöhner genommen, und so kömmt das Geschäft sogleich in Gang.

Lassen sich die Gränzen von dem Geometer nicht auf der Stelle berichtigen, so muß freylich der Richter sich selbst an Ort

und Stelle begeben, und die Anstånde ausgleichen, oder durch zween, von jeder Partey erwåhlte, Schiedsrichter bestimmen lassen, weil derley Irrungen in der Hauptsache doch unbedeutend sind, und nicht wohl sicherer und minder kostspielig beygelegt werden kônnen.

Man soll aber, soviel môglich, auf Erhaltung gerader Linien, oder Grånzen Rûcksicht nehmen, und die kleinen Anstånde durch gleiche Theilung des bestrittenen Platzes unter den beyden Parteyen abschneiden.

Fr. Ist es denn nicht erlaubt, sogleich bey Anfang des Prozesses den Plan herstellen zu lassen?

Antw. Allerdings! wenn es die eine oder andere Partey begehrt, kann es der Richter nicht abschlagen; vielmehr fôrdert dieses das Geschåft.

Fr. Wenn nun der Geometer mit seinem Plane und Abtheilungsprojekte fertig ist, was geschieht hierauf?

Antw. Sobald der Geometer dem Richter hievon die Anzeige macht, setzt dieser eine Tagsfahrt zur Vorlage des Planes und der Verlosung an. Der vorgelegte Plan wird dann untersucht, ob er allen Verhältnissen entspricht, und so von den Parteyen anerkannt wird, welches in dem Protokoll auszudrücken ist, und nun trifft die Verlosung selbst nach Vorschrift des Planes über die Anfangs- und Fortsetzungstheile, wo nähmlich die Nummern anfangen, und wie sie sich fortsetzen, um allen Unterschleif zu vermeiden.

Fr. Was ist bey der Verlosung besonders zu bemerken?

Antw. Es ist allzeit gefährlich, wenn die Parteyen während der Herstellung der Theile schon ihre Nummern wissen. Oft werden dadurch allerley Aufzüglichkeiten, Streit und andere Hintergehungen veranlaßt. Der Richter muß daher die Loszettel von den Parteyen ziehen lassen, ohne daß sie ihre Nummern wissen. Dieß kann auf folgende Art bewerkstelligt werden: Es wird ein Bogen Papier in 16 Theile getheilt, diese Theile werden als Loszetteln mit den Nummern versehen, z. B. Erster Theil von den Gemeindegründen, das Kühmoos genannt, zu Isarhofen, kurfl. Landgerichts Osterhofen, und so verkehrt auf den Tisch nach vieler Mischung und Zerstreuung gelegt. Jetzt läßt man nach der Ordnung Jeden einen solchen Zettel wählen, ohne ihn umzuwenden, sondern der Aktuar schreibt nur auf die verkehrte

Seite den Nahmen des Losheberꝛs; der Richter selbst aber nimmt diese Zettel, heftet sie mittels einer Nadel an eine Schnur; am Ende werden sie mit dieser Schnur zusammen gebunden, und mit den Siegeln des Richters, des Aktuars und der Parteyen verobsignirt.

Der Richter verfaßt dann daraus die Losungstabelle ohne Beymerkung des Nahmens, und übergiebt diese Tabelle der Nummern und Anzahl der Tagwerke dem Geometer zur Vertheilung, und hiemit ist die Tagsfahrt geendiget.

Bey dieser Vertheilung kommt nun wieder in Rücksicht der Arbeiter das zu beobachten, was schon oben bey der Vermessung selbst gesagt wurde.

Fr. Wenn nun der Geometer mit der Vertheilung fertig ist, was geschieht weiter?

Antw. Dann setzet der Richter die letzte Tagsfahrt zur Eröffnung der verobsignirten Losnummern, Bezahlung der Kosten, und wirklichen Einweisung der Theile in ihr Eigenthum an. Dieß geht ganz kurz vor sich. Es wird die Rechnung von allen Kosten vorgelegt, geprüft, auf die Tagwerke ausgeschlagen, und so von jedem bezahlt; hierauf begiebt man sich auf den Platz der Vertheilung, nimmt das Siegel von den Nummern, durchgeht die Hauptlinien der Theile, und bey jeder Nummer des Theiles übergiebt man die einschlägige Losnummer demjenigen, dessen Nahmen darauf steht, zeigt und räumt ihm so seinen Antheil ein, wogegen dieser zum Zeichen der Uebernahme und Nachachtung der Bedingnisse das Handgelübd ablegt. Nun werden der ganzen Gemeinde zusammen Abschriften von den Hauptprotokollen, der Unkostenberechnung,

Losungstabelle, und Einweisung, nebst einer Kopie des Planes, weil der Originalplan bey dem Akte bleibt, mitgetheilt, und das ganze Geschäft ist geschlossen.

Fr. Wird also alles nach Tagwerken vermessen, abgetheilt und berechnet?

Antw. Richtig! Und ein Tagwerk ist eine bestimmte Fläche, die 40,000 Quadratschuhe nach baierischem Schuhenmaße enthält, die 200 Schuh in der Länge, und 200 Schuh in der Breite, oder weil $2\frac{1}{2}$ Schuh auf einen Mannsschritt gerechnet werden, 80 Schritte in der Länge und eben soviel in der Breite betragen. Jeder neue Besitzer kann mit einer Kette, Strick oder Stab dann leicht seinen Antheil selbst nachmessen. Die Tagwerke nach 40,000 Quadratschuhen sind auch das allgemeine Maß, das im ganzen Lande bey Berechnung der

Landesflächen gebraucht wird. So beträgt eine Quadratmeile 16,000 solcher Tagwerke.

Fr. Was gehört zu den oben bemerkten Kosten?

Antw. Die Vermessung selbst, worüber ohnehin schon ein Akkord oder Vertrag mit den Parteyen vorliegt, die Gerichtskosten, und die Nebenausgaben, nähmlich die der Advokaten, die Gänge der Parteyen, besondere Arbeiten, als das Aushauen der Linien, so anders. Diese Kosten sind entweder schon im Bescheide besonders einer Partey zu zahlen überbürdet, oder sie werden, wie gewöhnlicher, zusammengeworfen, und nach gehörig richterlicher Ermäßigung nach den Tagwerken gemeinschaftlich abgeführt. In Hinsicht dieser Kosten giengen bisher allerley

Exzessen vor. Die Gerichtsdiener z. B. hatten hierbey ihre besondere Aernte, begehrten von jedem geschlagenen Hauptpflocke 17 kr., von dem Mittelpflocke 8 kr. Eben so verfuhren auch die Beamten, und gaben jedem Theilnehmer einen Brief, den er theuer bezahlen mußte.

Alles dieses ist streng verbothen *); weder die Gerichtsdiener, noch die Beamten können mehr als die gewöhnlichen Tagsgebühren bey den wenigen angesetzten Tagsfahrten in Rechnung bringen; auch haben die neuen Theilbesitzer keine besondere Briefe hierüber nöthig; über ihren Besitz sichert sie das Protokoll der Verlosung und Theileinweisung, und der Plan, endlich auch der Loszettel selbst, und bey Veränderungen des Besitzers darf nur in dem

*) S. des Reg. Bl. 19. St. 1801., dann 34 von 1800.

Hauptbriefe der übrigen Gründe auch dieses Grundstück beygemerkt werden. Die Unterthanen müssen aber bey ihren Antheilen die Nummern der Pflöcke immer beybehalten, damit sie bey Anständen leichter in dem Plane und den Protokollen wieder gefunden werden können, und mit den von dem Gericht verfaßten Lagerbuche über solche Gründe allemal übereinstimmen.

Fr. Müssen die Akten und Plane vor dem Schlusse, oder nachher nicht wieder zur General-Landes-Direktion eingesendet werden?

Antw. Nein. — Nur bey den Holzabtheilungen muß vor der Einweisung der Plan zur Bestätigung eingesendet werden; bey den übrigen geschieht aber nichts weiter, außer es würden in Rücksicht der Kosten oder über den Vollzug der Abtheilung Beschwerden geführt, und somit ist die Abtheilung geendet.

Viertes Kapitel.

Von den Verhältnissen bey diesen nun abgetheilten Gründen.

Frage.

Welche Verhältnisse bestehen bey diesen Gründen?

Antw. Freye Kultur und freyes Eigenthum sind die Haupteigenschaften derselben. Die Besitzer erhalten sie zur freyen Kultur und Benutzung; sie können also nach Gefallen damit handeln; selbst wenn sie Häuser, oder was immer für Gebäude darauf aufstellen wollen, wird ihnen dieß nicht nur nicht erschwert, sondern man sieht es gerne.

Fr. Dürfen diese Gründe auch jetzt noch, wie vorher, beweidet werden?

Antw. Allerdings! aber nur auf einige Zeit, auf Jahr und Tag, weil sie nun wieder wie zuvor im Zustande öder Weidgründe betrachtet, und von andern zur Kultur angesprochen werden können.

Fr. Wenn also die Unterthanen freyes Eigenthum erlangen, so besteht hier nicht gleiches Verhältniß wie bey den Gutsgründen; sie gehören also nicht zum Gut, wenn dieses grundbar ist, d. i. eine Grundherrschaft hat?

Antw. Richtig! *) diese Gründe sind ludeigen, gehören nicht zur Grundherrschaft des Guts; die Grundherrschaft hat hierauf weder Anspruch, noch Einfluß, noch weniger darf sie grundherrliche Abgaben (Dominikal-Prästationen) oder Laudemien darauf fordern. Nicht einmal

*) S. des Reg. Blattes 33ten St. 1803.

ein Bodenzins (außer bey Städten und Märkten die kleine Rekognition vom Tagwerk zur Stadtkammer) wird davon entrichtet, sondern nur nach 10 Jahren erst die gewöhnlichen Steuern und der Fouragebeytrag erlegt.

Diese Gründe können zwar, obschon sie sonst mit dem Hauptgut keine Verbindung haben, von selbem ohne Erlaubniß der General-Landes-Direktion nicht getrennt werden: allein diese Erlaubniß wird hier so wenig als bey andern Gutszertrennungen verweigert. Bey Städten und Flecken ist auch diese Erlaubniß nachzusuchen nicht nothwendig, weil hier kein Hoffuß, keine Gebundenheit der Güter besteht, daher alle Gründe als walzend, nach Gefallen vertauscht, oder verkauft werden können.

Fr. Muß von diesen Gründen kein Zehent gereicht werden?

Antw. Für jetzt darf bis nach 25 Jahren hievon kein Zehent gegeben werden, und wahrscheinlich ewig nicht, weil die geistlichen oder weltlichen Zehentherrschaften mit gesunder Vernunft nicht wohl auf das einen Anspruch machen können, was noch nicht existirte — was erst der Fleiß, das Geld eines Dritten hervorgebracht hat *).

Fr. Muß vielleicht derjenige sogleich die Stallfütterung einführen, der einen Gemeindegrund erhält und kultivirt?

Antw. Manche große Bauern, die aus hartnäckigen Vorurtheilen und bösen Leidenschaften wider die Kultur aufgebracht

*) S. des Reg. Bl. 26tes St. von 1801, und 7. und 29tes St. von 1802.

waren, weil meistens die Kleingütler zuerst der Abtheilung und Kultur die Hand bothen, und solche thätig unternahmen, suchten sich nun an ihnen zu rächen, verwehrten ihnen alle Weide, das Grasen auf den Feldraihnen, und auf dem Felde: dagegen wurde aber verordnet, daß, so lange in der Gemeinde, oder auf der Brache, oder andern Gründen eine Weide wirklich ausgeübt wird, das Vieh derjenigen, die bereits ihre Gründe ganz kultivirt haben, doch von oben berührter Weide nicht ausgeschlossen werden darf, dieß versteht sich auch vom Grasen, jedoch nur provisorio modo, d. i. ohne Recht, und nur auf eine Zeit, nähmlich so lange, bis alle Gründe angebaut sind, und alle Weidenschaften und Gemeinheiten von selbst aufhören. *)

*) S. des Reg. Bl. 15ten St. 1802.

Zweyter Abschnitt.

Von der höheren Landwirthschaft bey schon kultivirten Gründen.

Erstes Kapitel.

Von den allgemeinen Grundsätzen und allgemeinen Gesetzen bey schon bebauten oder kultivirten Gründen.

Frage.

Welche sind hier die allgemeinen Grundsätze, die allgemeinen Gesetze?

Antw. Freye Benützung des Eigenthums und Freyheit der Kultur: Jeder

kann also seine Gründe, Felder, Wiesen rc. wie ein freyes Eigenthum benützen, und frey kultiviren, wie es ihm gefällt, und am meisten vortheilhaft ist.

Fr. Hat er keine Beschränkungen in Rücksicht der Erdarten bey seinen Gründen zu befürchten?

Antw. Keine! Nur große Mineralien-Lager sind ausgenommen, und zur besondern Disposition des Staates vorbehalten; nicht aber die gemeinen Erdarten, Kalk-Ziegel-Gyps oder andere, der Eigenthümer kann vielmehr selbst eigne Spekulationen damit machen; er darf z. B. Kalk- und Ziegelöfen frey ohne aller Anfrage bauen, und mit diesen Waaren handeln wie er will, desgleichen mit Gyps und all anderen. Bey Waldungen z. B. darf auch niemand pecheln, er hätte sich denn mit

dem Holzbesitzer abgefunden; dieser kann sein Pech selbst abnehmen, und so sind die ehemalig eigenen Pechler abgestellt, und ist auch hier wieder der Unterthan in die Rechte des freyen Eigenthums eingesetzt *).

Fr. Wenn nun Einer seine Gründe auf das schönste besäet und bepflanzt hat, seine Nachbarn aber die Gründe umher beweiden, muß sich nun ersterer gegen Beschädigung durch das Weidvieh mittels eines Zauns oder sonst schützen?

Antw. Keineswegs! bisher herrschte die unnatürliche Gewohnheit, daß jeder, der seine Gründe bebaute, sich für Beschädigung des Weidviehes sichern mußte, daher war das Land allenthalben mit Zäunen bedeckt, alles wie verpallisadirt.

---

*) S. des Reg. Bl. 1. 8. und 15. St. von 1800.

Diese Zäune kosteten nicht nur ungeheure Summen, schwendeten die Wälder ab, und schreckten durch ihren großen Kostenaufwand von Kultur der Gründe zurück; sogar visitirten vorhin die Gerichtsdiener von Zeit zu Zeit die Zäune, und die nicht sehr gut hergestellten Verzäunungen wurden für strafbar gehalten, die Eigenthümer derselben auf die Verhör geschrieben, und auch wirklich gestraft.

Der Fall ist aber jetzt gerade umgekehrt. Niemand ist mehr verbunden, einen Zaun zu machen, sondern derjenige, der sein Vieh auf die Weide treibt, muß sorgen, daß es keinen Schaden mache, und daher einen guten Hüther bestellen. Ein herumlaufendes Vieh ohne Hirten muß von jedem gepfändet werden, und unterliegt allzeit der Strafe *).

---

*) S. des Reg. Bl. 4. St. 1803.

Fr. Wer wird aber immer pfänden, immer wissen, welches Vieh diesen oder jenen Schaden auf bebauten Gründen verursacht hat?

Antw. Auch dafür haben die Gesetze gesorgt. Die ganze Gemeinde, oder Gesellschaft der Weidenden zusammen ist hierfür verantwortlich, wird um den Schaden geklagt, und muß ihn ohne weiters vergüten; sie kann sich dann an den eigentlichen Thäter halten, und den allein zum Ersatze nöthigen. So schützen die Gesetze mit Macht auch gegen alle andere Beschädigungen ohne Unterschied auf gleiche Art mit aller Ersatzleistung die bebauten Gründe.

Fr. Bey der Nacht lauft aber alles Vieh durcheinander, wie kann man also wissen, welcher Gemeinde dieses oder jenes Vieh gehört?

Antw. Die Nachtweide mit oder ohne Hirten ist ganz verbothen, *) da sie allgemein für zu gefährlich und gemeinschädlich gehalten wird. Zu gefährlich, weil sie bey der Nacht zu viele Gelegenheit zu Beschädigungen und andern Exzessen giebt; zu gemeinschädlich, weil sie selbst dem Viehstande die größten Nachtheile bringt, und Viehseuchen veranlaßt. Wenn das Vieh den ganzen Tag hart gearbeitet hat, nun müde ausgespannt und davon gejagt wird, um bey düsterer Nacht, Wind und Wetter sich Futter und Obdach zu suchen: in der Frühe nun wieder geholt, und zur Tagesarbeit angespannt wird, wie kann es auf diese Art zunehmen? Krankheiten und Ansteckung waren von jeher die traurige Folge, die so oft den ganzen Viehstand eines Dorfes wegraften.

*) S. das Reg. Bl. 29t St. 1803.

Fr. Bey solchen weisen Beschränkungen der Weide und bey dem Schutze der bebauten Gründe soll ja bald alle Weide, sollen alle Zäune und Fallthore verschwinden?

Antw. Dieß wird aber auch allein dem Unterthan wie dem ganzen Staate die schönsten Früchte bringen, erstern mehr auf seinen Vortheil aufmerksam machen, zu Spekulationen ermuntern, und in jeder Hinsicht mit mehr Ordnung, Sittlichkeit und Wohlstande belohnen. *)

Zweytes Kapitel.

Von der Felderwirthschaft.

Frage.

Warum giebt es hier zu Lande meistens nur 3 Felder?

---

*) S. das Reg. Bl. 21. St. 1803.

Antw. Weil in den ersten Zeiten des Ackerbaues derselbe von den Bewohnern eines Dorfes gemeinschaftlich, ohne Abtheilung von Grund und Boden, getrieben wurde, erhielt sich eine Art Gemeinschaft auch bis jetzt noch bey schon abgetheilten Gründen: daher hat z. B. jeder Bewohner eines Dorfes einige Gründe im Sommerfeld, Winterfeld und Brache, und war bisher an einer gemeinschaftlichen Bearbeitung und Benutzung seiner Gründe gebunden: er konnte nicht wohl eine Aenderung bey seinem Feldbaue vornehmen: eine eiserne Gewohnheit fesselte ihn an den gemeinen Dorfsgebrauch, und so ward aller Verbesserungsgeist erstickt.

Fr. Was verordnen jetzt die Kulturgesetze hierüber?

Antw. Freyheit, Aufhebung der 3 Felder-Wirthschaft. Die Gesetze ermuntern

vielmehr, daß jeder auf seine Gründe mehr Aufmerksamkeit wende, allerley andere Versuche damit anstelle, die Brache anbaue, und so das dritte Jahr bey seinen Gründen sich nicht selbst verlohren gebe. *) Viele haben schon ein schönes Beyspiel gegeben, alle ihre Gründe jedes Jahr angebaut, und gefunden, daß die Brache wahrhaft eine Tollheit sey. Die Natur leihet alle Jahre ihre Kräfte her; warum soll also das dritte Feld jährlich öde stehen?

Fr. Wenn aber nicht die ganze Gemeinde die Brache aufhebt, was will ein Einziger hierin ausrichten? Er muß seine Felder auf eine kostspielige Art verzäunen, oder ist der Gefahr ausgesetzt, daß ihm die Herde alles zu Grunde richtet.

Antw. Keineswegs! Einer muß anfangen, wie es auch überall schon einzelne

---

*) S. des R. Bl. 1 und 16. St. von 1803.

gethan haben, Sie haben weder verzäunt, noch sonst sich weiter bekümmert, sondern bey dem ersten Schaden, der sich zeigte, sich bey Gericht gemeldet; nun mußte ihn die ganze Gemeinde theuer bezahlen; nicht nur Ersatz leisten, sondern sie wurde noch darüber scharf bestraft. *) Was war die Folge? — Die Gemeinde sah, daß es mit der Weide auf den Brachfeldern nicht mehr gehe; der Hüther konnte die Herde von den angebauten einzelnen Brachfeldern nicht abhalten; stets Schäden und Strafen bezahlen, war zu kostbar; einige Gemeinden machten sogar den großen Kostenaufwand, demjenigen, der seine Brache anbaute, diese Felder mit einem Zaune zu umgeben: aber die Klügern faßten end-

*) S. das Reg. Bl. 1. St. 10. 16. und 34, von 1803.

sich den Entschluß, die ganze Brache aufzuheben, und alle Felder jährlich anzubauen. Auf die vorige Feindschaft, die sich der erste Unternehmer zugezogen hatte, folgte nun allgemeine Versöhnung; die Gemeinde dankte es ihm vielmehr, daß er sie durch sein Beyspiel eines Bessern belehrt hatte. Bey dieser Gelegenheit gab man auch dem Hüther Gründe, und diese so ganz vernachläßigte Menschenklasse, roh wie ihr Vieh selbst, wurde hierdurch zu ordentlichen Menschen. *)

Fr. Wenn aber irgendwo der Schaftrieb — herrschaftliche oder andere Schäfereyen eingeführt sind, diese werden wohl die Anbauung der Brache zu verhindern suchen?

Antw. Das Gesetz sagt hierüber: Der Schaftrieb entstand in vorigen Zeiten, wo

*) S. das 16. und 37. Reg. Bl. 1803.

die Gründe noch öde, und die Brachfelder nicht angebaut waren; er konnte kein Widerspruchsrecht gegen die Kultur festsetzen; sondern wie andere Weidenschaften muß auch diese nach den Kulturgesetzen der Kultur weichen. Auch ohne dem bisherigen Schaftriebe läßt sich die Schafzucht in beßere Aufnahme bringen. *)

Fr. Wie verhält es sich denn mit dem Ausgrasen der Felder, der Raine? — Wem gehören letztere?

Antw. Das Ausgrasen, sogenannte Jäten ist dem mit Unkraut überwachsenen Felde oft sehr nothwendig: daher haben es in ältern Zeiten und bisher die Felder-Besitzer den Häuslern, oder armen Leuten frey überlassen; doch sind sie nicht dazu verbunden, wie jetzt so manche Häusler glauben; weil aber dermal bey abgetheil-

*) Siehe das 29. Reg. Bl. 1803.

ten Gemeinde-Gründen die großen Bauern den Kleinen dieses Grasen durch ihre Weiber bloß aus Leidenschaft verwehrten; die Kleingütler auch so schnell ihre Gemeindgründe nicht kultiviren können, und daher ihr weniges Vieh aus Mangel an Fütterung weggeben mußten, hat man einsweilen dieses Grasen als ein provisorium, d. i. nur auf kurze Zeit und ohne Recht, zugestanden, denn sonst lassen auch hierüber die Gesetze dem Feldeigenthümer volle Freyheit; eben dieses gilt auch von den Rainen. Diese haben ihren Ursprung daher, daß man bis jetzt noch nicht hinlänglich aufgeklärt war, daß es besser sey, sein Eigenthum, seine Gründe mit ordentlichen Gränzsteinen zu versehen. Die Gründe mußten doch kennbare Marchzeichen haben, wodurch sie einer von dem andern geschieden waren; man ließ daher immer

zwischen zwey Feldern verschiedener Eigenthümer einen Strich unbeackert, und diese Striche sind die sogenannten Feldraine; sie gehören den beyden Eigenthümern, jedem zur Hälfte. Nachdem man aber die Erfahrung gemacht hat, daß diese Feldraine die wahren Schlupfwinkel der Mäuse und andern Ungeziefers sind, haben mehrere Oekonomen bereits die Feldraine abgetheilt, ihre Antheile zum Feld geackert, und dafür ordentliche Gränzsteine gesetzt. *)

Fr. Ist man verbunden, bey der Aernte gewisse Garben anzulassen, das bekannte Aehrensammeln zuzugeben?

Antw. In ältern Zeiten drängte sich bey der Aernte alles an den Landmann. Kaum war die Frucht abgeschnitten, so wollte schon jedes davon eine Garbe, und einst, als das Getreid noch keinen so

*) S. d. s Reg. Bl. 15. St. von 1803.

hohen Werth hatte, war man auch damit freygebiger; es war Gewohnheit, alles mit Getreide zu bezahlen. Da kam der Pfarrer mit seiner Zehentforderung, und nahm die zehnte Garbe; da hohlte auch der zweyte oder dritte Geistliche des Pfarrers, der Meßmer, Schullehrer, Bader, Schmied, der Abdecker — jeder eine oder mehrere Garben, und kaum war das Getreide eingeführt, so lasen eine Menge Leute die zerstreuten Aehren auf dem Felde zusammen. Jetzt hat sich aber dieses geändert; nur dem Zehnten wird in dem Felde und auf die Früchte, wo und wie er bisher herkömmlich war, noch ein Recht eingeräumt; alles Andere wird nicht mehr als Schuldigkeit betrachtet, sondern hangt ganz von dem freyen Willen des Feldeigenthümers ab.

Fr. Wie verhält es sich mit dem Gehen, Reiten und Fahren über Felder oder andere Gründe, wodurch ebenfalls mancher Schade zugefügt wird?

Antw. Auch dafür haben die Gesetze Vorsorge getroffen. Sie weisen jeden auf die gewöhnlichen Fahr- oder Komunikationswege zwischen den Ortschaften, *) und befehlen vielmehr, die Gemeinden anzuhalten, daß sie diese Fahrwege immer in gutem Stande erhalten; ist dieses, so hat man nicht mehr nöthig, der Nähe oder Bequemlichkeit wegen über kultivirte Gründe zu gehen, sondern man muß vielmehr diese Schäden dem Grundeigenthümer ersetzen. Vor Zeiten behauptete man hierüber verjährte Rechte, stritt kostspielige Prozesse ab, welches jetzt alles aufgehoben ist.

---

*) S. das 27. Reg. Bl. 1802.

Drittes Kapitel.

Von den Wiesen.

Frage.

Wie vielerley Arten von Wiesen giebt es?

Antw. Es giebt ein- zwey- und dreymähdige Wiesen, oder Plätze, worauf man bald mehr, bald weniger, oder gar nicht weiden läßt, sondern Heu und Grummet hohlt, und das Vieh damit füttert. Als Folge des ehemaligen Hirtenstandes trift man im Lande noch Wiesen, und diese bloß der Natur überlassen an; jetzt aber, da die Weide aufhört, muß man freylich mehr Sorge darauf verwenden, um mehr Futter für das Vieh zu erhalten, und so wird bald aller Unterschied der Wiesen verschwinden.

Fr. Ist es erlaubt, aus einmähdigen zwey- und dreymähdige Wiesen zu machen?

Antw. Allerdings! *) Aus der so oft erklärten Freyheit des Eigenthumes fließt schon, daß Jeder auch seine Wiesen nach Gutbefinden verbessern kann, und daß durch die Kultur die Weide ohne die geringste Entschädigung zurückgedrängt wird; es darf also jeder mit seinen Wiesen frey schalten, und die Gesetze ermuntern ihn zu jeder Art Verbesserung; er kann daraus ein Feld machen, Futterkräuter anbauen, pflanzen, was er will ꝛc.

Fr. Da die Wiesen hauptsächlich durch das Wässern vorzügliche Vortheile erhalten, wie steht es damit?

Antw. Auch dieß ist zugestanden. Jeder kann, wo es thunlich ist, in dem nächst-

---

*) S. des Reg. Bl. I. 4. u. 30. St. von 1803.

gelegenen Flusse, oder Bache ein Schöpfrad einsetzen, oder sonst durch Schwellen Wasser in seine Wiese leiten. Treffen mehrere auf dem nähmlichen Orte zusammen, so wird eine Ordnung zum Wässern getroffen, damit ein Jeder Nutzen davon ziehe, und keiner den andern hindere, so wie überhaupt durch Sachverständige alles immer so eingerichtet werden muß, daß weder im Flusse, z. B. in Rücksicht der Schiff- oder Floßfahrt, noch sonst wem ein Nachtheil zugehe, welches sich überall ausmitteln läßt.

Viertes Kapitel.

Von

Gärten, Pflanzungen, Obstbäumen.

Frage.

Was gelten hierüber für Gesetze?

Antw. Sie gestehen nicht nur jedem die Freyheit zu, auf seinen Gründen Gärten, Obstbäume und andere Pflanzungen, wo und wie er will, anzulegen, sondern die Kulturgesetze muntern ihn überdieß noch dazu auf, und schützen ihn gegen Diebstahl und Schäden eben so, wie die übrigen kultivirten Gründe gegen die Viehweide. Man darf also bey Schäden, Diebstählen von Obst, Erdäpfeln ꝛc. nur die ganze Gemeinde klagen *).

Fr. Was verordnen die Gesetze noch weiter in Rücksicht der andern Früchte und Obstbaumpflanzungen?

Antw. Darüber drückt sich das Mandat vom 3ten Oktbr. 1803 sehr groß und edel aus, und zwar auf folgende Art:

---

*) S. des Reg. Bl. 41. St. von 1803.

1) Was die verschiedenen anderen Kulturen mit Futter- Oel- und Handlungskräutern zur Einführung eines zweckmäßigern Fruchtwechsels, als der bloß mit der drey Felderwirthschaft geschieht, betrifft, so werden nächstens Anordnungen zur Unterrichtsertheilung, und Erhaltung der nöthigen Samen erfolgen.

2) Um die so nothwendig und gemeinnützige Obstbaumzucht zu befördern, ist wiederhohlt das Hauptaugenmerk auf die Chausseen gerichtet, und für die Zukunft anbefohlen, daß sie frey, und auf jeder Seite mit einer einfachen Obstbaum-Allee für den Fußpfad bepflanzt seyn sollen. — Dieß erfordert sowohl die öffentliche Sicherheit als Gastfreundschaft der Nationen, besonders da die Nachbarschaft mit diesem schönen Beyspiele meist schon vorausgegangen ist.

3) Von der Aussenseite des Chaussee-Grabens an, der zu einer Breite von sechs Schuhen angenommen ist, wird ein weiterer Raum von sechs Schuh Breite zum Fußpfad bestimmt, und also hierauf die Obstbaumallee gesetzt, und zwar die Bäume 20 Schuh von einander: — bey Waldungen an den Chausseen müssen nun von diesen sechs Schuh Fußpfad-Breite 100 Schuh, also von der Chaussee an 112 Schuh oder 45 Schritt in den Wald hinein auf jeder Seite der Chaussee licht gehalten, und also bloß zu Feldern, Wiesen oder Gärten benutzt werden, welches zugleich ein neues Feld der Kultur und Ansiedlung eröffnet, welche Ansiedlungen auf diesen Plätzen ohne weiters zugestanden, und in jeder Hinsicht zu begünstigen sind, damit man auf den Chausseen hinkünftig nimmermehr von düstern Wäldern einge-

schlossen ist, sondern unter Menschen wandelt, und bedürfenden Falls nicht hilflos bleibt.

4) Bey diesen Kulturen und Ansiedlungen werden keine Einplankungen gestattet, sondern nur die freye Aussicht öffnende Gitter; eben so wenig können auf den Chausseen selbst die die Passage verschliessenden Fallthore mehr bestehen, die bey dem Verbothe der freyen Weide ohnehin überflüßig und gemeinschädlich sind.

5) Da auf den Chausseen die Aushängschilde der Religionsschwärmerey als: Figuren, Kapellen, Martersäulen ꝛc. ohnehin nicht mehr geduldet werden, so sollen dafür viel mehreinzelne von Stein erbaute Ruhbänke, dem müden Wanderer zur Labung, abwechseln, worüber die Vorschläge und Ausmittelungen der nöthigen Fonds

allezeit der gnädigsten Bestättigung zu unterstellen kommen.

6) Wenn an die Chausseen Staatswaldungen stoßen, da haben die einschlägigen churfürstl. Forstmeisterämter sowohl die Lichtstellungen als Ansiedlungen auf die nähmliche Art zu besorgen. — Bey größern Waldungen ist damit zugleich dem Mangel von Holzhauern gesteuert, wenn das Hauptaugenmerk auf Ansiedlung solcher Holzhauer genommen wird; — es können solchen zwey oder mehrere Tagwerke, und andern Ansiedlern eine Zahl nach Umständen höchstens von 15 bis 30 Tagwerken eingeräumt werden, und zwar gegen einen Bodenzins von 30 Kreuzer vom Tagwerk auf Eigenthum, — nebst den andern Vortheilen der Kultur, als Abgabenfreyheit auf 10 Jahre und ewiger Zehentfreyheit: — zugleich haben dann diese neuen Ansied-

ler von selbst die Herstellung der Obstbaumallee zu besorgen.

7) Statt den vorigen mandatmäßigen Pflanzungen sind hinkünftig bloß Eigenthümer der Gründe neben den Chausseen verpflichtet, diese Obstbaumallee auf vorgeschriebene Art herzustellen und zu unterhalten: — hingegen gehören auch ihnen die Bäume und die Früchte, und gegen Frevel und Schäden sind sie auf oben bemerkte Art hinlänglich gesichert.

8) Eine weitere Verbindlichkeit zwey Obstbäume zu pflanzen, wird nur jedem künftigen neu anstehenden Gutmayer auf dem Lande, und neuen Bürger in Städten und Flecken aufgelegt: — diese zwey Obstbäume kommen auf ihre eigene Gründe, und sind mit dem Nahmen des Eigenthümers und dem Jahre der Setzung auf einem kleinen Schilde auszuzeichnen. —

Hat so ein neuer Gutsmayer oder Bürger ohnehin Gründe neben den Chausseen, so kann er die zwey Bäume auch dahin setzen. — Bürger aber, die keine Gründe besitzen, mögen diese Bäume auf öffentliche Unterhaltungsplätze und Spatziergänge auf die nähmliche Art pflanzen. — Ueberhaupt haben die Städte und Flecken für solche öffentliche Unterhaltungsplätze zu sorgen, weil dieß den geselligen Ton und die Bildung erhöht. — Diese Bäume der neuen Gutsmayer und neuen Bürger müssen vier Jahre unter ihrer Pflege gehalten, und bedürfenden Falls innerhalb dieses Zeitraums nachgepflanzet werden.

Uebrigens müssen alle diese Baumpflanzungen, und zwar die der neuen Gutsmayer und Bürger mit künftigem Jahre, die auf den Chausseen, so wie die Lichthaltung derselben, und die Ansiedlun-

gen, dann übrige Vorkehrungen mit heurigem Spätjahre und künftigem Frühlinge anfangen, und zwar bey 24 Reichsthaler Strafe für jeden Unterlasser zum Schulfonde des einschlägigen Gerichtsbezirkes. — Die sämmtlichen Landgerichte und andere Obrigkeiten haben über den Vollzug zu wachen, und am 1sten Junius 1804 die Anzeige gehorsamst einzuschicken, wo überall die Pflanzungen, und übrige Anordnungen geschehen, und von wem unterlassen worden sind, wornach die Strafgelder eingehoben, und am Spätjahre 1804 von den Landgerichten die abgängigen Pflanzungen, und andere anbefohlene Vorkehrungen auf Kosten des säumigen Theils bewerkstelligt werden können. — Diejenigen Gerichtsstellen und Interessenten aber, die sich in schneller und zweckmäßiger Baumpflanzung und Ansiedlung,

so andern, vorzüglich auszeichnen, erhalten unter öffentlicher Bekanntmachung eine Verdienst-Medaille ꝛc.

Fünftes Kapitel.

Von den Waldungen.

Frage.

Was sagen hier die Gesetze?

Antw. Das Nähmliche. Die Gesetze räumen dem Eigenthümer ungehinderte Kultur ein, schützen ihn gegen die schädliche Weide, das eben so schädliche Streurechen und Pecheln *) oder andere Frevel und Exzesse; gestatten daher bloß dem Eigenthümer allein allen Nutzen davon, und

*) S. des Reg. Bl. 1. u. 8. St. von 1803.

er kann den Schadenersatz auf obige Weise erhohlen *).

Sechstes Kapitel.

Von der Prozeßform bey der höhern Landwirthschaft.

Frage.

Was schreiben die Gesetze hierüber vor?

Antw. Da die Gesetze hier allgemeine Freyheit des Eigenthumes und unbeschränkte Benützung desselben erklären, so giebt es hier gar keinen Widerspruch, keinen Prozeß, sondern man zeigt nur bey der Obrigkeit denjenigen an, der den Kul-

---

*) S. des Reg. Bl. 41. u. 42. St. von 1803.

turfreund hierin hindern will, oder ihm wirklich schon Schaden zugefügt hat *).

Fr. Was muß nun der Richter thun?

Antw. Er legt dem Beklagten ein Verboth ein, setzt ihm, nebst der Schadenvergütung einen Straffall von mehrern Reichsthalern; ist aber wirklich schon ein Schaden zugefügt worden, dann verfügt sich der Richter an den Ort, wo er geschah, mit den zitirten Parteyen, der Schade wird durch zwey unparteyische Schätzleute ermessen, und von den beyden Parteyen jede zu Protokoll mit der Erinnerung vernommen, und somit erkennt der Richter auf Ersatz, Bezahlung der Unkosten, auch auf eine besondere Strafe **) gegen den Beklagten, dem jedoch

*) S. des Reg. Bl. 1. 4. 10. 16. und 34. St. von 1803.

**) S. des Reg. Bl. 10. u. 34. St. von 1803.

die Appellation zur General-Landes- Direktion innerhalb 14 Tagen offen steht Diese fordert hernach Bericht und Akten ein, ertheilt den Endsbescheid, und die Sache hat ein Ende. Werden die Beschädigungen fortgesetzt, so werden auch die Strafen erhöhet, und giebt es Tumulte, so bemächtigt man sich der Rädelführer, führt sie in das Arbeitshaus ab, verfügt militärische Exekutionen, und übergiebt nach Umständen die Rebellen dem Kriminalgericht, weil natürlich Gesetze, Sicherheit und Ordnung aufrecht erhalten werden müssen.

Siebentes Kapitel.

Von den Strafen in Kulturfällen.

Frage.

Wie werden diese verhängt.

Antw. Da hier immer Eigennutz im Spiele ist, so werden, neben Ersatzleistung der Beschädigungen, gewöhnlich auch mehrere Reichsthaler Strafe angesetzt, welches denn ein sehr zweckmäßiges Gegenmittel ist, und schon manchen von seiner hartnäckigen Gewaltthätigkeit und Bosheit geheilet hat. Manche Gemeinde hat die gewaltthätige Einweidung auf einem kultivirten Grunde ein schönes Stück Geld gekostet, wie erst jüngst die Gemeinde L* für Schadenersatz 268 fl., dann den ziemlichen Betrag der Prozeßkosten, und obendrein 24 Reichsthaler

Strafe zahlen mußte; so eine kräftige Lehre dämmt dann den Muthwillen in Zukunft *).

Fr. Wem gehören diese Gelder?

Antw. Die Schadenersatzgelder gehören der beschädigten Partey; die Prozeßkosten müssen für Richter und Advokaten rc. bezahlt werden, und die Strafgelder sind durch eine neue Verordnung zu einem sehr edlen Zwecke bestimmt.

Fr. Und zu welchem?

Antw. Bisher wurden derley Gelder dem Münchner Armeninstitute überlassen; da aber dieses keine für das ganze Land wohlthätige Anstalt ist, sondern sich nur auf die Stadt München beschränkt, so sagt diese höchste Verordnung: „Was

*) S. des Reg. Bl. 34. St. von 1803.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

nun die eingebrachten Strafgelder von 24 Reichsthalern, sohin alle künftige derley betrifft, so findet man deren Verwendung zweckmäßiger zu einem Wohlthätigkeits- oder Bildungsinstitut vom nähmlichen Gerichtsbezirke und Ortschaft, wo solche Frevel in der Kultur, oder anderer Muthwillen der Parteyen und Advokaten verübt wurde. Dergleichen Frevel in Kultursachen werden einleuchtend nur aus Mangel an Erziehung und nöthiger Kenntnisse im Landwirthschaftswesen veranlaßt; man trotzet daher auf Vorurtheile und Barbarey, und die Regierung hat dagegen noch keine andere Mittel, als den Gesetzen durch Zwang Kraft zu verschaffen. Dieser Zwang wird künftig in dem Maße wegfallen, als auch die Geisteskultur

wirklich zunimmt *). Dieser Epoche näher zu rücken, will man nun hinkünftig alle die Straffälle in Landeskulturgegenständen dem Erziehungswesen von demselben Gerichtsbezirke widmen, jedoch aber in der Zuversicht, daß in den Schulen auch der Unterricht über die Elementargrundsätze der Landwirthschaft ausgedehnt werde, und durch die jährliche Preisevertheilung auch vorzüglich nützliche Bücher über die Landwirthschaft bey dem Landvolke in Umlauf gebracht werden. Sämmtliche Gerichtsstellen sind daher angewiesen, alle derley Strafgelder in Landeskultursachen, die sich nähmlich neben dem Ersatze für die Beschädigten ergeben, dem

*) S. des Reg. Bl. 34. St. von 1803.

Erziehungswesen von jedem Gerichts=bezirke vorzubehalten, und bey jedem Vorfalle dem General=Schul=Direktorium sogleich Anzeige zur geeigneten Bestimmung zu machen."

Fr. Dieß wird nun freylich die wohlthätigste Wirkung auf das ganze Land haben?

Antw. Das kann nicht fehlen, und daher war man auch bedacht, den Schullehrern von den Gemeindegründen Antheile einzuräumen, um hierdurch Gelegenheit zu haben *), die Grundsätze der Landwirthschaft den Kindern sogleich praktisch zu zeigen, und die Begriffe davon um so leichter zu entwickeln, wodurch der heran=

*) Siehe des Reg. Bl. 18. St. von 1800; dann das 34. und 37. St. von 1803.

reifende Landmann von selbst auch ein Denker werden muß, und nicht immer alles maschinenmäßig behandeln wird.

Achtes Kapitel.

Von dem Zertrümmern der Güter.

Frage.

Was will dieß heißen?

Antw. Bisher bestund eine Gebundenheit der Güter, d. i. wie bey einem ganzen, halben, Viertel, Achtelhof ꝛc. die Gründe sich befanden, mußten sie unzertrennlich beysammen bleiben; es durfte also keiner ein Grundstück verkaufen, oder vertauschen, vielmehr, wenn so ein Grundstück ohne Hofkammer-Konsens in andere

Hände kam, hatte der Gutsbesitzer das Recht, es wieder zum Gut zu verlangen. Nebenbey durfte ohne besondere Hofkammer-Erlaubniß niemand zwey Güter, d. i. ein Zubaugut besitzen, sondern jeder mußte sein nach dem Hoffuß eingetragenes Gut, wie von Alters her beysammen, und ganz allein behalten, und dieß nur zur Aufrechthaltung des Hoffußes.

Fr. Was ist der Hoffuß?

Antw. In den finstern Zeiten des Mittelalters bürdeten die Grafen, oder andere Lehen- und Grundherren den Unterthanen gewisse Arbeiten und Dienste für die herrschaftlichen Oekonomieen auf, die man Scharwerke, Frohnen nennt, und je nachdem sie mit Pferden oder Händen geleistet werden mußten, je nachdem der Eine mit vier, der andere mit zwey oder einem Pferde rc. einspannen mußte, ergab

sich ein bestimmter Unterschied der Güter — die erste Idee vom Hoffuß. Als nachhin die Landesherrschaft diese verschiedenen Frohnen für sich in Geldzahlungen unter dem Titel Hofanlagen verwandelte, stützte man diese Anlagen auf obigen Unterschied, oder Hoffuß, und der Bequemlichkeit wegen, um diese Anlagen nicht mehr abändern zu dürfen, entsproß hieraus nicht nur die vorhin beschriebene Gebundenheit der Güter, sondern man gewöhnte sich auch, andere Landesabgaben und Forderungen bey den Unterthanen auf diesen Maßstab, in Ermangelung eines andern, zu bauen. Man hielt daher streng auf Beybehaltung dieses Hoffußes, und schlug hierdurch der Landwirthschaft die tiefsten Wunden.

Fr. Wie so?

Antw. Es hatte dieß die traurige Folge, daß sich kein Landmann auch bey dem besten Willen in seiner Wirthschaft recht aufhelfen konnte, und bey zu vielen Gründen meistens noch elend leben mußte, oder gar auf die Gant kam. Die meisten Bauern haben zu viel Gründe, können sie nicht alle bebauen, oder sie werden wenigstens alle zugleich schlecht besorgt. Endlich liegen auch die Gründe größtentheils zu weit und zu zerstreut auseinander, wodurch zu viel Zeit verloren geht, bis man überall hinkömmt: und in der Oekonomie hängt doch alles von der Zeit der Arbeit und also den Kosten der Taglöhner ab. Ein kluger Oekonom hält daher für das Beste, seine Gründe zu arrondiren, d. i. sie alle in einem Stücke zusammen, und so nahe als möglich bey seinem Hofe zu erhalten; er kauft, oder tauscht sich also

die Gründe zusammen; er und seine Nachbarn zertrümmern somit die Höfe, und jeder nimmt die nächstgelegenen Gründe für sich.

Fr. Was für Vorschriften ertheilen hierüber die Gesetze?

Antw. Sehr klare und wohlthätige, und zwar

1) sollen alle Abgaben zusammengeworfen, und auf den Flächenraum nach Tagwerken ausgeschlagen werden, so daß künftig bey jedem Grunde sogleich zu ersehen ist, wie viel davon die Abgaben an die Landesherrschaft, wie viel die Steuern zur Landschaft, und wie viel die Forderungen des Grundherrn betragen. Dadurch läßt sich dann leichter der Werth eines Grundstückes ermessen, und jedes Grundstück ist auf diese Art walzend gemacht, d. i.

es kann jederzeit nach Gefallen veräussert werden *).

2) Freylich können dann willkührliche Zahlungen als Laudemien, Leibrechte nicht mehr bestehen, sondern müssen, da sie ohnehin nach Gesetz und Ordnung nicht anders als in einem bestimmten Zustande und Anschlag gerechtfertiget werden können, in eine beständige Geldzahlung — Mayrschaftsfrist übergehen, wozu man den Durchschnitt der drey letzten Gutsschätzungen annimmt: doch sind die gegenwärtigen Gutsbesitzer, weil sie die Laudemien schon bezahlt haben, lebenslänglich von diesen Mayrschaftsfristen befreyet. Das Leibrecht wird durch einen neuen Vertrag zwischen der Grundherrschaft und den Unterthanen in ein ge-

*) S. d. Reg. Bl. 8. 15. u. 25. St. v. 1803.

freytes Erbrecht abgeändert, und so dem ganzen Gute von jedem einzelnen Grundstücke das Gepräge der Selbstständigkeit und freyen Kultur gegeben, ohne daß die Grundherrschaft an ihren rechtlichen Forderungen verliert. Nur die ohnehin nie zu rechtfertigende Willkühr, das immerwährende ungerechte Beschätzen des Unterthans wird abgestellt; das Verhältniß zwischen Grundherrn und Unterthan auf Ordnung und in gehörige Schranken zurückgeführt.

Fr. Hören also hiemit alle Fruchtforderungen des Grundherrn auf?

Antw. Keineswegs. Die bisher rechtlichen Forderungen des Grundherrn werden auf keine Art gekränkt. Hatte z. B. ein Grundherr 15 fl. an Geldstift, an Gilt 5 Schäffel Weitzen, 5 Schäffel Korn etc. jährlich von dem Gute zu fordern, so

wird jetzt Stift und Gilt auf alle Gründe ausgeschlagen, und hat z. B. der Hof 100 Tagwerk Land, so muß jedes Tagwerk 9 kr. Stift, und $\frac{3}{10}$ Metzen Weitzen und so viel Korn ꝛc. abführen, wodurch also die Grundherrschaften gewiß zufrieden gestellt sind, daher sagt auch die Verordnung: „Die Grundherrschaften mögen daraus selbst die Ueberzeugung nehmen, daß mit diesem Annähern an den Zeitgeist ihre Nutzungen erst wahrhaft gesichert, das Grundherrschaftskapital auf den Gründen durch solche fixirte Revenüen nur fruchtbarer gemacht, und in dieser Losreißung von dem vorigen arbiträren Verbande nur veredelt wird.“

Fr. Was sind noch weiters für Punkte zu beobachten?

Antw. 3) Um die Sportelsucht zu entfernen, darf über die ganze Zertrümmerung nur Ein Kauf- und Veränderungsbrief verfaßt und bezahlt werden; jeder, der ein oder mehrere Grundstücke an sich brachte, bekömmt dann von diesem Briefe einen Extrakt, oder eine Abschrift.

4) Bis zur gänzlichen Abänderung des Hoffußes werden alle diese Gründe noch unter der vorigen Hausnummer und Hoffuß vorgetragen, und müssen im Lagerbuche besonders beschrieben, und die Abänderungen von Zeit zu Zeit bemerkt seyn.

Fr. Ist es denn gleich viel, ob z. B. aus einem ganzen Hofe mehrere kleinere Güter und walzende Grundstücke gemacht werden?

Antw. Allerdings! Die Gesetze lassen der Spekulation und den Umständen freyen

Lauf, wenn nur obige Vorschriften beobachtet sind, weil dann die wohlthätigen Folgen nicht ausbleiben.

Fr. Welche sind diese?

Antw. Es wird hierdurch nicht nur eine auf der Gant, wie oben gesagt worden, stehende Familie gerettet; das Gut, das z. B. im Ganzen kaum um 1500 fl. verkauft werden könnte, wirft nun in Stücken einen Kaufpreis von 3 bis 4000 fl. ab; Häusler, oder kleinere Gutsbesitzer kommen so zu mehr Gründen, oft auch entstehen neue Häuser; mehrere arrondiren sich nach und nach, und alles verbessert auf diesem Wege seine Landwirthschaft, und giebt jedem Grundstücke einen höheren Werth.

Fr. Kann nun jeder so eine Zertrümmerung von selbst vornehmen?

Antw. Ohne Widerrede, und ohne sich weiters melden zu dürfen *). Wenn alles eingeleitet ist, und Käufer da sind, zeigt er den Fall bey seiner Obrigkeit und Grundherrschaft an, und die Sache wird zur General-Landes-Direktion um höchste Bestätigung einberichtet, welche, wenn obige Punkte beobachtet sind, nie versagt wird.

Fr. Kann man solche Zertrümmerungen auch durch andere vornehmen lassen?

Antw. Ohne Anstand! Nur den Juden ist es verbothen; denn sie zogen bisher im Lande wie Marktschreyer herum, wandten bey diesen Verkäufen nicht immer ordentliche, sondern hinterlistige Mittel an, so mußte dieß nothwendig abgestellt werden, und die Gesetze ermunterten vielmehr

---

*) S. des Reg. Bl. 8. 15. und 25. St. v. 1803.

jeden Gutsbesitzer oder, inländischen Bürgen zu solchen Unternehmungen.

Fr. Kann aber diese freye Güterzertrennung nicht den Nachtheil haben, daß Einer allein zu viele Gründe — vielleicht eines ganzen Dorfes — zusammenkauft, und hierdurch die Bevölkerung leidet?

Antw. Hierüber darf man nicht im geringsten besorgt seyn. Dieses frey zugestandene Güterzertrümmern wird vielmehr die Bevölkerung fördern, als ihr hinderlich seyn. Die Natur hat überall von selbst eine gewisse Scheidelinie gezogen, einen allgemeinen Drang zum Gleichgewicht festgesetzt. Der Besitz zu vieler Gründe wird bald bey jedem die Ueberzeugung hervorbringen, daß er sie auch mit aller Anstrengung nicht übersehen, nicht gehörig benützen kann. Sein Beutel wird die traurige Erfahrung machen, daß

er zu sehr genöthiget ist, seiner Landwirthschaft engere Gränzen zu setzen. Zu wenig Gründe bezahlen kaum den Unterhalt des Viehes, und machen gar keine landwirthschaftliche, vortheilhafte Anstalt möglich; überall wird also ein gleicher Drang zum Gleichgewicht entstehen. Der letztere wird nach mehr Gründen streben, und der erstere wird nur so viel behalten, als ihm vortheilhaft ist. Ein schönes — verhältnißmäßig großes — und ganz arrondirtes Gut ist dann der Zielpunkt eines Jeden, und hierdurch gewinnt die Landwirthschaft in jeder Hinsicht. Derjenige aber, welcher zu wenig oder gar keine Gründe besitzt, muß in die Klasse des Handarbeiters oder eines andern Industriezweiges übergehen. Wir haben ja diese Beyspiele schon wirklich bey unsern Städten und Märkten im Lande. Dieser

ihre Gründe sind alle walzend; es besteht bey ihnen kein Hoffuß: nirgends wird man aber den Fall aufzeigen können, daß Einer alle Gründe an sich brachte, und hat er wirklich zu viel zusammengekauft, so kommen sie gewiß unter ihm selbst noch, oder unter seinem Sohne wieder von diesem Hause weg, und in andere Hände. Welche aber gar keine Gründe besitzen, sind Taglöhner, Profeßionisten, Fabrikanten, Handelsleute rc.

Fr. Können also die Bürger in Städten und Flecken ihre Gründe verkaufen, oder vertauschen, ohne besondere Erlaubniß und höchste Bestätigung?

Antw. Ganz gewiß, weil, wie gesagt wurde, die Verhältnisse des Hoffußes auf sie keinen Bezug haben.

Fr. Können sie sich auch ohne allen Anstand auf die Landwirthschaft verlegen, Gründe der Bauern an sich bringen?

Antw. Allerdings! Man hat bisher allerley irrige Begriffe von Städten und Flecken, und ihren Bewohnern gehabt. Im 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert, wo allgemein das Faustrecht wüthete, jeder Burgbesitzer zum Räuber in seiner Gegend wurde, und so das Land durchaus unsicher war, begaben sich mehrere Familien zusammen auf einen Platz, und umzogen ihn mit einer Mauer. Die Herzogen und Kaiser unterstützten dieses Unternehmen, und gaben nach und nach den Bewohnern innerhalb dergleichen Ringmauern mehrere Freyheiten und Vorzüge (privilegia.) So bildeten sich Städte und Flecken, und die Bewohner nannte man von dem Worte Burg (welches soviel

als Schutz, Sicherheit heißt) Bürger. Damahls waren hohe Mauern, womit so eine Burg oder Veste eingeschlossen war, noch nützlich; sie schützten wider den Anfall von Räuberhorden, wider das Eindringen der Pfeile. Dieser Vortheil fällt aber in unsern Zeiten weg; sie schaden jetzt vielmehr, als daß sie nur den mindesten Nutzen schafften. Die Bewohner eines solchen Städtchens sind wie in einem Käfich eingesperrt; der freye Luftzug ist durch Mauern und Wälle gehemmt, die Gräben, die herumgezogen sind, und nur stehendes, faules Wasser enthalten, vergiften die Luft, und sind meistens die Grundursache jährlicher Fieber und anderer örtlicher Krankheiten; überdieß sind auch die Bürger gehindert, früh und spät nach ihren Gründen und Gärten umzusehen. Bey nun abgetheilten Gemeindegründen, bey Aus-

trocknung und Vertheilung der stinkenden Stadtgräben ist dieses Mißverhältniß doppelt fühlbar; jeder will seine Gründe zunächst beym Hause haben, oder wenigstens frey dazu kommen können, und so werden von selbst nach und nach bey nun von den Gesetzen allgemein erklärter Kulturfreyheit diese abscheuliche und finstere Mauern verschwinden, jedes Sädtchen, jeder Flecken, einen freyen und frohen Anblick darbiethen: nur Fluren und Gärten werden rings herum die Menschen anlachen, und somit aller Unterschied zwischen Städten, Flecken, Dörfern, Einöden aufhören, und das ganze Land nur eine Stadt — nur eine Familie vorstellen.

Fr. Was will dieß sagen?

Antw. Wenn alle öde Gründe vertheilt, und urbar gemacht sind, weil überall frey verkauft und vertauscht werden

kann; wenn die Ringmauern keine lästige Scheidelinie mehr zwischen den Bewohnern des Landes ziehen, was muß anders daraus erfolgen, als daß sich jeder zu seinen Gründen hinbaut, wo es am bequemsten ist? Nur schön arrondirte Landgüter werden im ganzen Lande durch diese freye Kultur entstehen; es können nicht mehr öde Strecken, düstere Wälder, die Einödhöfe, Dörfer, Flecken und Städte in Entfernung halten; sondern nur Kulturen und Wohnungen werden einander die Hände biethen, und einen höhern gesellschaftlichen Verein bilden, wie dieses schon in mehrern Ländern sichtbar ist, wo die Kultur auf einer höhern Stufe steht, z. B. in Gegenden von Italien, England, der Niederlande, Schweiz, und Frankreich rc. Jeder wird seine Talente, Fähigkeiten,

Kenntnisse und Vermögen dahin verwenden, wo es ihm am zuträglichsten ist.

Dieser wird ein Landwirth bleiben, und alles aufwenden, um sich ein Gut zusammen zu kaufen, jener wird seine Profeßion treiben, ein Dritter eine Fabrike anlegen, ein Vierter da seine Handlung errichten, wo er es seinem Vortheile, seiner Spekulation am angemessensten findet; — wo Flüße oder Kanäle die Fracht erleichtern; wo durch Regierungssitze, oder andere Umstände Absatz, Verkehr und Handel vermehrt werden; da vervielfachen sich auch die Gewerbe, und so geht alles seinen natürlichen Gang, nimmt eben darum auch einen höhern Schwung. So wird freye Kultur, freye Gewerbsamkeit das ganze Land nur in eine Kultur und Industrie, in zusammenhangende Bewohnungen, in eine einzige Gesellschaft um-

schmelzen. Mit dieser allgemeinen Landeskultur wird eine höhere Geistes-Kultur, wird Wohlstand nicht mehr bloß ein Antheil der Städtebewohner seyn, nur müssen sich die Anstalten hiezu auf das ganze Land, bloß nach abgetheilten größern Gemeinden erstrecken; der bisherige Sklavenstand der Landwirthschaft-Besitzer, (Kultivateur, oder hier zu Lande, Bauern) hört dann von selbst auf, der Bauer wird aus seiner bisherigen — wegen Vernachläßigung des Ganzen noch zurück gebliebenen — Rohheit von selbst nach und nach heraustreten, und ein gebildetes Mitglied des Staats werden; — so wird endlich das ganze Land nur gebildete Bewohner, nur eine Kultur auf allen Seiten — eine Wohnung in die andere — also nur eine Stadt umfassen.

Hiemit wäre nun alles über die Landeskultur gesagt, was Gesetze und Verfassung hierüber zu ihrer Beförderung an Hand geben und bestimmen. Ein sehr natürlicher Uebergang führt nun auch auf das **Unterrichtende** zur Bezweckung einer Kultur, derselben Erhöhung, folglich Verbesserung und möglichsten Ertrage der Landwirthschaft.

Dritter Abschnitt.

Von dem Unterrichtenden in Kultur und Landwirthschafts-Gegenständen.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Grundsätze hierüber.

Frage.

Da Kultur die Bebauung des Bodens ist, um ihn fähig zu machen, daß er diese oder jene Frucht hervorbringe, so sollen wir ja zuerst unsern Boden, und dann die Früchte kennen lernen: was versteht

man also hier unter dem Boden, und wie unterscheidet er sich?

Antw. Es scheint, diese Fragen seyen leicht zu beantworten; aber gerade das Gegentheil. Die Gelehrten haben sich bisher mehr um den babylonischen Thurm und die egyptischen Pyramiden, als um die ersten Dinge, die um uns sind, um Erde, Luft rc. bekümmert; daher sollte man glauben, wenn man die ungeheuern Büchersammlungen, diese alten Folianten und schwerfälligen Maschienen sieht, welche Weisheit und große Gelehrsamkeit sich die Menschen schon erworben haben müßten; aber es ist gerade das Gegentheil, die Menschen haben sich mehr mit allerley Formen und Unsinn, als mit den wesentlichsten Kenntnissen befaßt. Noch ist man nicht so weit gekommen, daß man über die Zusammensetzung der Erde, über ihre

verschiedene Wirkungen rc. deutliche Begriffe aufgestellt hätte; wir müßen uns daher noch mit sehr allgemeinen Unterscheidungszeichen begnügen, und nehmen nur drey verschiedene Erdarten an.

Fr. Welche sind diese?

Antw. Die Thonerde, Kieselerde, und die Kalkerde.

Fr. Was ist die Thonerde?

Antw. Sie ist eine sehr sanft und fett anzufühlende Substanz, die sich im Wasser fein zertheilet, und nicht leicht daraus wieder absetzt, im Feuer sich sehr verdichtet, so hart wird, daß sie mit dem Stahle Funken giebt, und sich nach dem Brande vom Wasser nicht wieder zertheilen läßt. Man findet aber diese Thonerde niemals rein, oder unvermischt mit andern Erdarten, in der Natur. Mit Schwefelsäure verbunden macht die Thonerde den Alaun

auch ist sie immer mit Kiesel- oder mit Kalk-Erde gemischt, und wie weniger der Thon gemischt und aufgelöset ist, um so mehr heißt er eine schwere Thonerde; im Gegentheil leimigter, mergligter Boden.

Fr. Was ist die Kieselerde?

Antw. Sie ist ein Hauptbestandtheil vieler Steinarten. Der Quarz enthält sie am reinsten, und bildet so meistens das, was man Sand nennt. Sie ist im Wasser unauflösbar, fällt darin zu Boden, und kann nur in äußerst feinen Theilen darin schweben, da sie dann ihrer Durchsichtigkeit wegen im Wasser aufgelöset scheinen. Der Sand läßt sich daher vom Thone durch das Schlemmen absondern; nicht aber die feine Kieselerde von der Thonerde. Im stärksten Feuer bleibt sie unverändert; man erkennt sie sogleich,

weil der Kiesel an Stahl geschlagen Feuer giebt.

Die Säuren, außer der Flußspathsäure, greifen die Kieselerde gar nicht an, und mit Alkalien schmilzt sie im Feuer zu Glase.

Fr. Was ist die Kalkerde?

Antw. Die Kalkerde findet man zwar oft unvermischt mit andern Säuren, besonders mit Kohlensäure. Kohlensauern Kalk nennt man daher rohen Kalk. Wenn man mittels des Brennen die Kohlensäure und das Wasser ausgetrieben hat, so erhält man eigentlich erst reine Kalkerde. Man nennt dann diesen Kalk gebrannten, ungelöschten, lebendigen, Lederkalk. Ist die Kalkerde mit Schwefelsäure gesättigt, so heißt sie Gyps. Wird auf den kohlensauern Kalk eine andere Säure gegossen, so wird die Kohlensäure unter einem Auf-

brausen in Luftgestalt als kohlensaures Gas — fixe Luft ausgetrieben. An diesem Aufbrausen mit Säure ist die rohe Kalkerde am leichtesten zu erkennen. Mit Schwefelsäure wird der Kalk gleich zu Gyps, einem harten Körper. In Salz- oder Salpeter-Säure hingegen löset er sich auf. Mischt man zu dieser Auflösung Laugensalz, so ziehet dieses die Säure an, und der Kalk fällt Säure-frey zu Boden.

Fr. Giebt es keine andere Erdarten?

Antw. Einige unterscheiden auch noch die Bitter- oder Talkerde, die aber mit der Kalkerde viele Aehnlichkeit hat. So geht es auch mit der Schwererde und anderen Erdarten, die aber alle füglich unter obigen drey Haupterdarten begriffen werden können.

Fr. Womit sind die Erdarten noch gemischt?

Antw. Mit Eisentheilen, Säuren, Salzen ꝛc. Die Hauptsäuren sind immer die Schwefel- oder Vitriolsäure, zuweilen auch wohl Phosphorsäure. Vorzüglich finden sie sich im sumpfigen und moorigen Boden, wovon immer stehendes Wasser die Grundursache ist. Um also diesen Sumpf und Moor zu vertilgen, muß man Wasserabzüge durch Gräben veranstalten, und einen Zusatz von Alkalien oder Kalk geben, wodurch dann eine schnelle Auflösung bewirkt wird.

Fr. Was sind nun die Früchte des Bodens?

Antw. Hier in Bezug auf Kultur versteht man bloß solche Früchte, die aus den Pflanzen gedeihen, und die Hauptnahrungs- und Gewerbszweige des Menschen sind.

Fr. Welche sind die Haupteigenschaften der Pflanzen?

Antw. Sie entwickeln sich aus einem Samen in der Erde, und zwar durch gleichartige Einflüsse und Stoffe, durch deren Reitz und Anziehung sich das Samenkorn paart, und erweitert, und die Erscheinungen seines Geschlechts durchgeht, d. i. keimt, Wurzeln und Zweige treibt, reift, den nähmlichen Samen wieder abwirft, und stirbt.

Fr. Wodurch erhält der Same, oder die Pflanze die gleichartigen Zuflüsse und Stoffe zu ihrer Ausbildung, oder zu ihrem Leben?

Antw. Theils in dem Boden, wo sie sich entwickelt, theils durch den verhältnißmäßigen Zusatz von Wasser; theils

auch durch die Wärme und das Sonnenlicht.

Fr. Bekömmt also der Same oder die Pflanze die ersten Zuflüsse in den bemeldten drey Erdarten?

Antw. Nein! Diese drey Erdarten sind größtentheils nur die Hülfsmittel dazu; es gehört zu dieser Wirkung die sogenannte fruchtbare, oder Dammerde.

Fr. Was ist das für eine Erde?

Antw. Sie ist diejenige, die sich aus der Verwesung aller Zweige des Pflanzen- und Thierreichs geformet hat, daher auch Moder, Dünger genannt wird. Also alles, was aus dem ganzen Pflanzen- und Thierreiche in Fäulniß, Auflösung übergegangen ist, gehört in das weitumfassende Feld der Dammerde. Sie ist die Seele des ganzen Pflanzenreichs, folglich auch der Kultur und der ganzen Landwirthschaft. Sie wird

auch darum die fruchtbare Erde genannt. Nach der Anhäufung dieser Erde wird jeder Grad der Fruchtbarkeit des Bodens eines Landes abgemessen. Sie stellt immer die Rinde der Erde vor, und obige drey Erdarten machen die Unterlagen.

Fr. Warum findet sie sich bald in größerer Menge, bald sehr wenig vor?

Antw. Sie hängt theils von der größern Verwesung auf diesem oder jenem Platze, theils von andern Umständen ab. Die erste Anlage hierzu bildeten die Wälder; daher findet man sie auch bey ihrer Ausrottung am häufigsten. Durch die Verwesung so vieler Bäume übereinander seit Jahrhunderten, oder Jahrtausenden — durch den Baumabfall von Laub, Früchten — durch das Hinsterben so vieler Thiere in den Wäldern, auf und unter der Erde — mußte natürlich diese

fruchtbare Erde sich immer mehr darin anhäufen. Die Flüsse führen oft von weiten Gegenden diese fruchtbare Erde her, und lassen sie auf einer großen Fläche zurück. Daher kömmt es, daß oft derley Flächen so viele fruchtbare, oder Damm-Erde haben, als z. B. die Fläche zwischen Regensburg und Straubing. Man kann auch künstlich, d. i. durch Mühe und Fleiß diese fruchtbare Erde vermehren, nähmlich durch Zusammenführen und Aufhäufen derselben auf einem bestimmten Platze, das man Düngen nennt.

Fr. In welchem Verhältniß stehen die drey Haupterdarten mit dieser Damm-Erde?

Antw. Wie schon oben gesagt wurde, immer in Mischung und als Hülfsmittel. Die Thonerde umwickelt die Stoffe der Dammerde, damit sie auf das Samen-

korn, oder die Pflanze nicht zu heftig wirken; auch verhindert der Thon das zu gewaltsame Eindringen der freyen Wärme; er kühlt die Hitze des Sandes, und verursacht doch bey einer niedrigen Temperatur in der Atmosphäre, daß der Wärmestoff dem Boden und der Pflanze nicht so ganz entweiche: nur schadet zu viel Nässe, weil er dann zu schlüpfrig ist, und weniger geschickt, die anderen Stoffe zu umwickeln. Wenn in der Mischung der Thon nur ein Drittheil des Ganzen ausmacht, so wird die Fruchtbarkeit der Pflanzen sehr erhöht.

Fr. Welche Dienste leistet die Kiesel-Erde?

Antw. Auch sie ist im reinen Zustande für die Gewächse unbrauchbar; doch in Verbindung mit der Dammerde biethet sie ihre Säuren dar; sie erhält und lei-

tet den Wärmestoff mehr als der Thon, dessen sie aber als Bindungsmittel immer mehr oder weniger bedarf, weil sie in sich stets locker und hohl ist.

Fr. Welche Vortheile verschaft die Kalkerde?

Antw. Sie giebt ihre Säuren, besonders die Kohlensäure ab, fesselt den Wärmestoff, wirkt also mit vieler Thätigkeit auf die Pflanzen, und zwar so sehr, daß sie in zu großer Anhäufung die Pflanzen vertrocknet, oder verbrennt.

Fr. Ist hieraus nicht zu schließen, daß zwar die Dammerde immer die Hauptsache zum Leben der Pflaznen sey, aber die verhältnißmäßigen Mischungen der drey Haupterdarten nöthig habe, und so in jedem Falle umgekehrt?

Antw. Richtig! Und eben so nothwendig ist auch der verhältnißmäßige Ein-

fluß der Luft und Wärme; d. i. es muß bey den Pflanzen auf das Klima Rücksicht genommen werden; — ferner der Zusatz von Wasser, und eben so unentbehrlich ist von Zeit zu Zeit das Sonnenlicht, nach welchen Erfordernissen also das Fortkommen der Pflanzen in Bezug ihrer besondern Eigenschaften immer beurtheilt werden muß.

Fr. Hat die besondere Eigenschaft einer Pflanze auch auf die Dammerde — den Boden — eine Rückwirkung?

Antw. Allerdings! und zwar eine Hauptrückwirkung, welches schon aus den beschriebenen Eigenschaften des Samens und der Pflanze erhellt.

Eben darum, weil jede Pflanze ihre eigene, gleichartige Zuflüsse und Stoffe aus dem Boden zu ihrer Entwickelung und Ausbildung nöthig hat, liegt klar

am Tage, daß jede Pflanze dem Boden eine gewisse Art von Stoffen oder Säften entzieht, woraus die weitere Folge fließt, daß, wenn die nähmlichen Gewächse, oder solche, die ihrem Wesen nach einander sehr ähnlich sind, auf einander folgen, diese den Boden mehr schwächen, als solche, die ihrer Wesenheit nach von einander sehr verschieden sind. So fordert z. B. die Weitzenpflanze mehr Azot, Phosphor und Knochenerde, wovon andere Pflanzen nur sehr wenig bedürfen. Da nun die Weitzenpflanze im ersten Jahre schon diese Nahrungsstoffe größtentheils an sich gezogen hat, so bleibt ihr auf dem nähmlichen Platze fürs andere Jahr nicht mehr so viel übrig, als sie zu ihrem vollen Gedeihen bedarf, und daher wird sie schwächer, minder ergiebig, und so zeigt die Erfahrung ganz na-

türlich, daß man, wie seltner eine und dieselbe Frucht auf eine und dieselbe Stelle gesäet wird, eine desto reichere Aernte erwarten könne. Jeder Bauer weiß dieses; er läßt daher nicht Rocken auf Rocken folgen, weil die die zweyte Aernte um viel schlechter ausfallen würde, als die erste war.

Fr. So hat denn der Bauer recht, wenn er seinen Acker das dritte Jahr ganz ausruhen, d. i. brach liegen läßt?

Antw. Diese rohe Erfahrung ohne Kenntniß der Ursache und anderer Verhältnisse hat die Brache veranlaßt, und in der Landwirthschaft so ungeheuern Schaden gemacht.

Fr. Wie das?

Antw. Weil so alle Jahre beynahe der dritte Theil des Landes, nähmlich überall das dritte Feld öde liegt, wäh-

rend auch hier die schönsten Früchte, nur anderer Art gedeihen würden. In England, wo noch die meiste Aufmerksamkeit auf die Landwirthschaft seit einiger Zeit verwendet wurde, und diese wirklich auf der preiswürdigsten Höhe steht, sah man dieses Uebel zuerst ein, und änderte die drey-Felderwirthschaft, d. i. jene Gewohnheit, das Land in Sommer- Winter- und Brachfeld einzutheilen, ab, und machte eine ganz andere Eintheilung der Gründe und Wirthschaft mit dem glücklichsten Erfolge.

Fr. Und welche?

Antw. Sie ist uns jetzt ganz begreiflich und natürlich. Man theilt nähmlich seine Felder so ein, daß man öfter mit den Früchten wechseln kann, so daß auf eine Körnerärnte Futterkräuter, auf Früchte, welche unter der Erde wachsen, wieder andere Früchte

folgen, welche über der Erden gedeihe, daß z. B. innerhalb 4 Jahren zwey zu Samen reifende, und zwey grün abzuschneidende, und wenn es seyn kann, von den reifenden wiederum eine Hülsenfrucht mit einer andern, die keine Hülsenfrucht ist, abwechsle.

Aus den nähmlichen Grundsätzen entwickelte die Praktik noch andere wichtige Bemerkungen, und zwar, daß einige Früchte sogar Vorbereitungs — Düngfrüchte für die nachfolgenden sind, und daß die Pflanzen allezeit um so besser fortkommen, je weniger sie Nebenpflanzen (Unkraut) um sich haben.

Fr. Welche sind die Vorbereitungspflanzen im Allgemeinen?

Antw. Klee z. B., wenn er zweymal im Jahre abgemähet, und das drittemal gewalzet und untergepflüget worden,

ist eine vortreffliche Vorbereitungspflanze für den Weitzen; desgleichen Erbsen für den Rocken. Gerste pflegt sehr gut auf Kartoffeln zu gerathen, wenn man nur ein Jahr zwischen den Kartoffeln und der Gerste eine andere Frucht gebauet hat, da die Gerste sonst in einem guten Boden zu geil stehet, sich daher frühzeitig lagert, und wenig Körner giebt. Ferner pflegen Linsen sehr gut auf Haber zu gerathen, welch beyde letztere Früchte überall noch recht gut werden, wenn auch der Boden schon sehr ausgesaugt ist.

Fr. Können aus dem, was bisher erklärt worden ist, nicht allgemeine Schlußfolgen gezogen, und gewisse allgemeine Grundsätze für Kultur und Landwirthschaft aufgestellt werden?

Antw. Alle diese Schlußfolgen mögen sich auf fünf Hauptgrundsätze zurückführen lassen, und zwar

1) Auf die Sorge für hinlängliche Dammerde oder Dünger zur Begeilung des Bodens, und seiner zweckmäßigen Mischung mit den vorhandenen Haupterdarten.

2) Auf die Sorge für zweckdienlichen Früchtenwechsel;

3) auf hinlängliche Bearbeitung, und Reinhaltung des Bodens und der Pflanzen.

4) Auf die Eintheilung aller Gründe, dann ökonomische Berechnung.

5) Auf zweckmäßige Anwendung der übrigen Hülfsmittel zur Landwirthschaft, und ökonomischen Verhältnisse.

Fr. Wie geschieht das erste?

Antw. Zuerst durch die schon beschriebene zweckmäßige Mischung der Erdarten, Ueberführung also mit Koth, Mergel ꝛc. Dann mittels des Düngers, welchen das

Vieh abgiebt, so anderer Düngmittel, oder Anrichtung einer guten Düngerstätte.

Fr. Wie soll diese beschaffen seyn?

Antw. Man hat sich bisher über die Anrichtung und Absonderung von allerley Dünger vergeblich den Kopf zerbrochen, und doch hat jetzt die Erfahrung gezeigt, daß das Dünger-Magaziniren die beste Art ist, wie auch dieß mit den oben angegebenen Grundsätzen von der fruchtbaren oder Dammerde vollkommen übereinstimmt

Fr. Wie stellt man das Dünger-Magaziniren an?

Antw. Man mache an einem abhängigen Orte in seinem Hofe eine tiefe Grube, die man bloß, das Hineinstürzen der Kinder und des Viehes zu verhüthen, verwahrt, sonst aber nicht bedeckt, und nun suche man hier alles aufeinander zu häufen,

was man aus dem Thier- und Pflanzenreiche erlangen kann, wozu man auch einen Theil Mistgauche, oder Mistwasser zufließen läßt; den andern Theil aber wieder zu einer zweyten Magazingrube verwendet, weil diese Kauche ein gutes Bindungs- und Auflösungsmittel abgiebt. Man werfe also in diese Grube allen Mist, thierische Körper, Säge- und Holzspäne, Lumpen und Flecke, Laub, Auskehrigt, die Abschnitze aller Handwerke, das Abspüligt aller Gewerbe, die Ueberbleibsel bey Wäschereyen, Gärbereyen ꝛc. kurz, allen sogenannten Unrath von Gassen, Strassen, Häusern, Abtritten, Werkstätten, aus Teichen, Seen ꝛc. zusammen übereinander, und lasse ihn eine Zeit lang liegen, jedoch nicht zu lang, und führe ihn dann auf die Felder, breite ihn aus, und unterpflüge ihn bald darauf. Die Grube

darf nicht zu tief seyn. Man thut gut daran, wenn man sie mit Steinen auslegt, oder pflastert und Rinnen anbringt, die nach Umständen geöfnet und geschlossen werden können, und mit einem Behälter verbunden sind, in welchen sich der Ablauf sammelt, damit auch dieser wiederum benutzt werden kann.

Man kann auch bey Aufhäufung des Düngers nach Umständen, wenn es der Boden erfordert, und nicht schon gemischt ist, einige Lagen aus dem mineralischen Reiche, als: Gyps, Mergel, Lehm, Kalk, Thon, Urbau ꝛc. beymischen, doch muß man damit sachkundig sparsam seyn.

So eine freye Dünger-Grube oder Dünger-Magazin ist das zweckmäßigste Mittel, dem Boden neue Dammerde oder

Dünger zu geben, oder ihn möglichst fruchtbar zu machen, und alle andere Düngerabsonderungen, als von Pferde- Küh-Mist ꝛc. taugen im Ganzen nichts, finden nur im Kleinen statt, bey Gärten und dergl. Die Hauptsorge ist immer nur eine, sein Dünger-Magazin so reich als möglich zu machen; wenn man daher den Abfall von Handwerken und Gewerben ꝛc. nicht fleißig zusammensucht und benützet, oder sie gar als unnütz und werthlos ins Wasser wirft, die Abtritte darein leitet, das Vieh seinen Abfall anderswo, als im Stalle verlieren läßt, hat man sehr unrecht. Es giebt kleine und große Städte, wo man dieses Dünger-Magaziniren besser versteht, alles emsig sammelt, und wie in einer Fabrik aus diesen Magazinen, z. B. in Paris, den Dünger sehr theuer verkauft, und damit die ganze Gegend in

neues Leben, oder hohe Fruchtbarkeit setzt.

Fr. Wie sorget man für zweckmäßigen Früchten-Wechsel?

Antw. Hierüber ist oben das Nöthige gesagt worden. Man sorge daher nur, daß eine und die nähmliche Frucht erst im vierten oder fünften Jahre auf den nähmlichen Platz zu stehen komme, weil nicht jedes Jahr durch den Dünger der Damm-Erde so viel Zusatz von der Art Nahrungs-Stoffes gegeben werden kann, als diese Pflanzen im vergangenen Jahre zu sich genommen, also in dieser Art, doch nicht für andere Früchte, den Boden ausgesaugt haben. Zugleich muß man auch auf die vorbereitenden Pflanzen Rücksicht nehmen, und immer ist es besser, die frischen Samen aus fruchtbaren Gegenden, mit vor-

züglicher Auswahl, kommen zu lassen, weil da der Same besser gereift, mehr ausgebildet ist, folglich mehr Kraft hat. Alle unsere Samenarten sind ursprünglich aus wärmern Gegenden, und nur bey uns auf schlechterem Boden, unter einem härteren Klima, ausgeartet. Wie mehr man sich also wieder diesem Gange der Natur nähert, um so reichlicher wird die Aerndte der Früchte ausfallen.

Fr. Was ist unter hinlänglicher Bearbeitung und Reinhaltung des Bodens und der Pflanzen zu verstehen?

Antw. Hier ist die Regel diese: Wie mehr man den Boden bearbeitet, der Pflanze wartet, sich auch bey der Ackerwirthschaft dem Geschäfte des fleißigen Gärtners nähert, desto reicher wird die

Aernte seyn: daher heißt die Hackenwirthschaft, wo man wie ein Gärtner die Erde immer lockert, reiniget, die Pflanze bearbeitet, die höhere Landwirthschaft. Dieß kann im Großen des Ackerbaues nicht immer so genau seyn, jedoch wie mehr, je besser, wie größer der Fleiß, desto größer die Belohnung.

Fr. Welche ist die erste Arbeit bey dem Boden?

Antw. Ist er Sumpf Moor, (Moos), so muß man ihn nach oben gemeldeter Art erst kulturfähig machen; hat aber der Boden schon hinlänglich Dammerde, so ist die erste Arbeit das Pflügen.

Fr. Welches ist hiezu das beste Werkzeug, und welche Art zu pflügen die beste?

Antw. Ueber den Pflug ist in neuern Zeiten schon viel geschrieben, und sind viele Modelle davon angegeben worden. Er soll auf die richtigste und leichteste Art die Erde umwerfen, und nach diesem Grundsatze muß also die Maschine des Pfluges gebaut seyn. Zu den gewöhnlichen Eigenschaften dieses Instruments gehört, daß man nach Verhältniß der Stärke und Leichtigkeit des Ackers ihn bald von Eisen, bald von Holz nothwendig hat; man muß ihn flach oder tief stellen können, je nachdem der Acker flach oder tief gepflüget werden muß. Die Pflugeisen müssen scharf, und so gestellt seyn, daß sie die Furchen rein abschneiden, und das Streichbrett oder Ohr muß so eingerichtet werden, daß es die abgeschnittenen Furchen umkehren, und eine an die andere genau legen kann. Das Pflugmesser oder Kolter ist bestimmt, die Furchen

abzuschneiden; die Pflugschar hebt die abgeschnittene Furche von unten auf. Das Streichbret oder Ohr dient die abgeschnittene Furche umzukehren, und der Ackersmann hält die Maschine mit dem Pflugsterz in Ordnung. Besser ist es, wenn die Pflugräder höher sind, und immer gut geschmieret werden. Die Pflüge mit zwey Ohren oder Streichbretern sollten nur zu Wasserfurchen, und zum Unterpflügen des Getreides gebraucht werden. Es giebt auch einen eigenen Pflug zum Rasenabnehmen oder Abschälen; so sieht man auch, besonders in England, Doppelpflüge, welche zwey Furchen auf einmal ziehen; dann Pflüge mit einem doppelten beweglichen Streichbrete. Uebrigens je mehr und öfter man die Erde pflügt, d. i. lockert, und von Unkraut reiniget, desto besser ist es; auch das Querpflügen, wenn man die

zweyte Furche ins Kreutz giebt, bringt große Vortheile. Gewöhnlich bricht man vor dem Winter um, und pflügt noch zweymal im Frühjahre. Die Tiefe des Pflügens hängt von der Tiefe der Dammerde ab; nur wenig darf von der Unterlage oder Erdart dazukommen. Mit dem Pflügen werden zugleich die Ackerbeete angelegt, das von großer Wichtigkeit ist. Bey trockenem, lockerem Boden kann man sie so breit und so flach als möglich machen; bey Anhöhen und Bergen aber muß man sich nach dieser Lage richten, und es ist am besten, wenn sie wie niedrige Terrassen am Hügel herum liegen, und durch Querfurchen Abfluß für Regengüsse erhalten. Die bisherige hier zu Land übliche Art der Felder mit langen Furchen, oder Pifangen hat daher keinen Zweck, und ist schädlich.

Eine Hauptregel muß auch seyn, immer nur bey trockenem Wetter zu pflügen, weil bey nasser Witterung das Unkraut überhand nimmt. Bey dem mühsamen Gärtner versehen Hacke und Spaten die Pflugschar.

Fr. Was geschieht nach dem Pflügen?

Antw. Das Eggen, um den Boden noch mehr zu zertheilen, die Saat zu bedecken, den Acker zu ebnen, das Unkraut vollends zu zerstören. Das Eggen geschieht auf doppelte Art; theils um den Acker zart und mürbe zu machen, und von Unkraut zu reinigen, theils auch die Saaten zu bedecken. Auf den ersten Fall hat man eine eiserne Egge; sie ist von der vortheilhaftesten Gestalt, wenn sie aus 5 Balken besteht, keilförmig gebaut, und mit starken viereckigten eisernen Nägeln versehen

ist. Die Länge der Zähne soll vom ersten Balken an gerechnet, um einen Zoll in jedem Balken zunehmen. Da auch der vorderste Balken im moorigten Lande selten recht eingreift, woran hauptsächlich das ungeschickte Anspannen der Pferde Schuld ist, so kann man diesem Fehler mittels eines oben in dem ersten Balken eingeschlagenen eisernen Ringes, woran die Stränge oder Zugriemen befestiget werden, abhelfen.

Zum Eineggen des Samens sind die hölzernen Eggen die besten, wenn der Acker vorher sehr zart und mürbe gemacht, und vom Unkraut gesäubert worden ist.

Fr. Geschieht sonst keine Zurichtung mehr?

Antw. Zu Zeiten auch mit der Walze. Die Walze ist ein starkes, rundes, sechs bis acht Schuh langes Stück Eichenholz, welches durch zwey an den Enden angebrachte eiserne Wellen geschickt gemacht ist, sich durch das gespannte Zugvieh herumwalzen, oder rollen zu lassen, um die in schweren Aeckern befindlichen großen Erdklöße zu zermalmen, auch die hohl liegenden Furchen zusammenzudrücken. Man bedient sich derselben gewöhnlich nur in schweren Aeckern, und vorzüglich beym Sommergetreide. Doch wäre zu wünschen, daß der Gebrauch dieses nützlichen Instruments auch auf die Sandfelder ausgedehnt werden möchte, um nach verrichtetem Säen und Eggen dem zu flüchtigen Sand einige Festigkeit zu geben, und den Wind zu verhindern, die Wurzeln der aufgehenden Saat von Erde zu entblössen.

Der Gärtner hat hierzu ganz eigene und leichtere Instrumente; er muß seine Saaten nebenbey immer ausgrasen, von Unkraut reinigen, welches auch oft bey den Feldern nöthig ist, und jäten heißt.

Fr. Was versteht man unter Eintheilung der Gründe und ökonomischer Rechnung?

Antw. Eben weil die Früchte zweckmäßig abwechseln müssen, und weil bey der Landwirthschaft alles darauf ankömmt, größere Vortheile zu erzielen, und hiernach alles berechnet werden muß, ist es die erste Nothwendigkeit, daß jeder Landwirth sein ganzes ihm zugehöriges Land nach dem Flächenraume eintheile, auf diesem Flächenraume seine ganze Wirthschaft

baue, und alles nach dieser einzigen Grundlage berechne.

Fr. Wie geht dieses zu?

Antw. Bey diesem oder jenem Gut z. B. ist eine Strecke Landes, das zusammen nach der Vermessung 56 Tagwerke beträgt. Freylich ist es besser, wenn dieß Land, wie schon öfter bemerkt wurde, in einem Stücke zusammenhängt, also arrondirt ist.

Fr. Wie ist nun dieses Land zweckmäßig einzutheilen?

Antw. Man theilt es in 6 Partien ab, wovon 5, und zwar jede 10 Tagwerk enthalten, die sechste Partie aber 6.

In den 5 Partien wechseln nun jährlich die Früchte so, daß nur im fünften Jahre eine und die nähmliche Frucht auf den nähmlichen Platz kömmt, und zwar z. B. nach folgender Art *).

---

*) Jeder Landmann kann leicht seine Gründe selbst messen, und ihren Flächenraum bestimmen; denn dazu gehört eben nicht viele Kunst, daß man mit einer Kette, Schnüren oder Stäben von 10, 20, 50 oder 100 Schuhen zwey Seiten mißt, und also nach der Berechnung, daß im Quadrat das Tagwerk auf jeder Seite 200, folglich im ganzen Flächeninhalte 40,000 □Schuhe haben muß, den Juhalt eines Stück Landes findet. Die unregelmäßigen Figuren theilt er in Dreyecke ab, weil jedes Dreyeck die Hälfte eines Quadrats ist, und so berechnet werden muß.

	1805.	1806.
Partie A. von 10 Tagwerken.	Haber und Gerste, dann anderes derley Sommergetreide.	Klee und Hülsenfrüchte
Partie B. von 10 Tagwerken.	Klee und Hülsenfrüchte	Weitzen und Korn, dann derley schwere Körnerfrüchte
Partie C. von 10 Tagwerken.	Weitzen und Korn, dann derley schwere Körnerfrüchte	Erdäpfel, Futtergräser, und Kräuter.
Partie D. von 10 Tagwerken.	Erdäpfel, Futtergräser, und Kräuter.	Oel= und Handlungskräuter.
Partie E. von 10 Tagwerken.	Oel= und Handlungskräuter.	Haber und Gerste, dann anderes derley Sommergetreide.

1807.	1808.	1809.
Weitzen, Korn und derley schwere Körnerfrüchte.	Erdäpfel, Futtergräser, und Kräuter.	Oel= und Handlungskräuter.
Erdäpfel, Futtergräser, und Kräuter.	Oel= und Handlungskräuter.	Haber und Gerste, dann anderes derley Sommergetreide.
Oel= und Handlungskräuter.	Haber und Gerste, dann anderes derley Sommergetreide.	Klee und Hülsenfrüchte
Haber und Gerste, dann anderes derley Sommergetreide.	Klee und Hülsenfrüchte	Weitzen und Korn, dann derley schwere Körnerfrüchte
Klee und Hülsenfrüchte	Weitzen und Korn, dann derley schwere Körnerfrüchte	Erdäpfel, Futtergräser, und Kräuter.

Mit dem Jahre 1810 fängt man wieder von vorne an, und so alle 5 Jahre. Von den übrigen 6 Tagwerken dient eines zu Wirthschafts-Gebäuden und Hof, eines zu Versuchen für neue Samen, Pflanzen ꝛc. im Kleinen, um verschiedene Erdarten zu untersuchen; die anderen 4 aber gehören zur Gärtnerey, Blumenpflanzungen ꝛc.

Nebenbey macht man die Beete immer zu ganzen oder halben Tagwerken, wodurch der Landwirth zugleich im Stande ist, zu berechnen, wie sich die Samen und Pflanzen zu einander verhalten; er lernt seine Mängel und Vortheile kennen; er weiß jetzt die Kräfte seines Bodens, so wie seine Aernte genau in Anschlag zu bringen, z. B. wie viel ein Tagwerk von den Pflanzen dieser oder jener Art Samens erzeuge, und wie sich das Ganze

zusammen verhalte. Ohne so einer Berechnung und Beurtheilung tappt er immer im Finstern herum, und wird es nie mit seiner Landwirthschaft weit bringen.

Fr. Was begreift endlich der fünfte Punkt in sich?

Antw. Alle Nebenverhältnisse einer wohlgeordneten Landwirthschaft, als: die Gebäude, Ställe, Scheuern ꝛc., das Gesinde, und endlich den verhältnißmäßigen Viehstand, die verschiedenen Nebennutzungen davon. Ueber alles dieß muß der Landwirth ein genaues Einschreibbuch halten, um jedes Jahr seine Vortheile oder Nachtheile übersehen, und die Fehler oder Mängel verbessern zu können, welches man die ökonomische Rechnung nennt. Die Gebäude und Ställe sollen übrigens nicht prächtig, aber gut gemauert, bequem,

reinlich und lüftig seyn: besonders ist dieß bey den Ställen zu beobachten, weil sie auf die Gesundheit und Aufnahme der Thiere großen Einfluß haben.

Zweytes Kapitel.

Von den Kornfrüchten insbesondere.

Frage.

Welche Kornfrüchte gehören vorzüglich hierher?

Antw. Die ersten und wichtigsten sind die verschiedenen Arten des Weitzens, als gemeiner Weitzen mit vierblüthigen Aehren, die am Boden etwas rauh, die Blumendeckspelzen etwas abgestumpft, und nur in der Mitte mit einer Spitze ver-

sehen sind. Nach der Farbe seiner Hülse heißt er auch gelber oder weißer Weitzen; ferner nach der Saatzeit Winter = oder Sommer=Weitzen. Von dieser Seite giebt es auch einen bärtigen Weitzen, den man gegen Frost und Kälte dauerhafter hält. Jeder Weitzen fordert einen sehr guten, fetten Boden, und gute Pflege. Die Säezeit ist von der Hälfte Septembers bis zur Hälfte Oktobers; bey dem Sommer=Weitzen der Anfang bis Mitte Aprils. Man braucht nur einen reinen, reifen Samen, keine besondere Wäscherey desselben, und auf ein Tagwerk rechnet man ein halbes Münchner Schäffel, das Ganze zu 2½ Cntr. angenommen, also 1¼ Cntr. Das Säen hat aber seine Vortheile. Von der Oeffnung der Finger hängt das dicke oder dünne Säen ab. Man muß mit festem Blicke in gerader Linie zu gehen ge=

wohnt seyn, und soll in einer Minute wenigstens 30 bis 48 Händevoll werfen können. Zur Breite des Säens nimmt man zwey Ruthen nach der Länge und Breite des Feldes an. Die Aerntezeit ist dann das Ende des Julius; vom Sommer-Getreide die Hälfte, bis Ende Augusts.

Polnischer Weitzen mit zweyblumigten, grannichten Aehren, auch lothringisches Korn, Sommer genannt. Er hat große, mehlreiche Körner, deren bisweilen 50 an einer Aehre sitzen. Einige vermischen ihn auch mit dem sogenannten sibyrischen Doppelweitzen.

Portugiesischer Weitzen. Er ist in Portugal zu Hause, und hat große Vorzüge, wegen vervielfachter Aernte, so auch der ungarische Weitzen.

Englischer Weitzen, auch Bart-Weitzen, rauher Weitzen genannt, mit vielblumigten, stumpfen Aehren. Die Kelchbälge sind voll, rauh, gewöhnlich ohne Grannen, und mit vier Blümchen umgeben. Er kömmt auch als Kegel- und grauer Weitzen vor, und wäre er dem Vogelfraß nicht zu sehr ausgesetzt, so würde sein Anbau sehr zu empfehlen seyn.

Vieljähriger Weitzen, Wunderkorn. Er hat lange Grannen; die Aehre ist etwas dick, und theilt sich in mehrere dünne, welche gleichsam als Zweige von der Hauptähre ausgehen. Weil sich sein Korn hundertfach vermehrt, heißt er Wunderkorn, auch smyrnaischer, barbarischer, marokkanischer Weitzen, ferner Josephs-Mayländischer Weitzen.

Es giebt auch noch einen vieljährigen Weitzen, und dieser wäre noch der beste,

wenn er nicht so bald ausartete. Ueberdieß kennen wir noch hier zu Lande den

Rohrdorfer Weitzen, der darum alle Empfehlung verdient, weil er allem Brande widersteht.

Dinkel, Spelz, Fesen, Kern, auch allgemeiner Dinkel-Weitzen genannt, ist sowohl eine Winter- als Sommer-Frucht. Er fordert den nähmlichen Boden, wie der Weitzen; widersteht aber der Veränderung der Winter-Witterung besser, und liefert weißeres und schöneres Mehl. Gemeiniglich wird er als Winterfrucht gebauet. Man hat aber auch einen Sommer-Dinkel, der sich durch seine gerstenartige Grannen und weitläufige Aehren unterscheidet. Eine Art dieser Frucht hat röthlichte, die andere weiße Aehren, beyde ohne Grannen, und wird daher rother und weißer Dinkel genannt. Er giebt einen

größern Ertrag, als der Weitzen, und ein nahrhafteres, weißeres Mehl, wovon aber das Brod etwas trockner wird. Zum Brauen ist er sehr gut, und verhält sich zur Gerste, wie 7 zu 6. Vor dem Mahlen muß er enthülset werden, nicht aber bey dem Säen. Sein Mehl wird zu dem feinsten Backwerk gebraucht.

Einkorn, oder St. Peterkorn hat nicht viel Vorzug; heißt im Wirtembergischen auch Emmerkorn, und wird meistens nur als Sommerfrucht benützt, wenn vorher der gewöhnliche Weitzen den Winter durch verdarb.

Fr. Was giebt es für gewöhnliche Kornarten?

Antw. Das gemeine **Korn, Rocken.** Er verlangt keinen so guten Boden, wie der Weitzen, und hält die Kälte mehr aus, giebt gutes Brod, und vorzüglichen

Branntwein. Er wird auch in Winter- und Sommerkorn eingetheilt. Das Zurichten und Såen geschieht, wie bey dem Weitzen.

Stauden-Rocken, oder Johanniskorn, von welchem ein einziges Korn 6 bis 10 Halmen mit langen Aehren trågt. Er wird schon um Johannis gesået, und am Ende des Jahres zum guten Viehfutter abgemåhet. Im folgenden Frůhjahre treibt er dann doch wieder, und mit noch mehrerem Schwunge. Er kann deßwegen aus dem gewöhnlichen Korn selbst gebildet werden. Hierher gehört auch der

Russische oder Archangelische, der Wallachische- und Quål-Rocken. Er wird in Mitte Septembers gesået, und zu Ende Mårzes als Viehfutter gemåhet, und giebt doch wieder eine gute Aernte.

Fr. Was giebt es für Arten der Gerste?

Antw. Die Gerste fordert einen leichten Boden, aber viele Sorgfalt. Die erste ist die vielzeilige Wintergerste, die wie der Weitzen behandelt, und nicht allemahl reif wird.

2) Die vierzeilige Sommer-Gerste.

3) Die zweyzeilige Sommer-Gerste, langährigte mit eckigtem Samen, der dünne Hülsen hat, und klein ist; die Aehren aber sind lang. Sie giebt sehr gutes Mehl, und dient vorzüglich zur Bräuerey. Hierher gehören auch die zweyzeiligte nackte Gerste und die Staudengerste, oder Blattgerste. Letztere bestaudet sich stärker, als erstere, wird früher reif, artet aber leicht aus.

4) Die Himmelsgerste, vierzeilige, nackte Gerste, ägyptisches Korn ꝛc. Ist

eine Abart der gemeinen Gerste, aber von sehr gutem Ertrage, der in Mitteljahren 18 bis 20fältig, in guten aber 40 bis 50fältig ausfällt. Sie wird, wie überhaupt alle Gerste mehr Sommerfrucht ist, nach Ende des Frostes gesäet, und muß wohl vor den Sperlingen gesichert werden.

5) Die **zweyzeilige, nackte Gerste.**

6) Die **Reisgerste, Bartgerste.** Aus der Wurzel sprossen 5 = und mehrfache Halme, die unten mit einer weißlichten Scheide ohne Blatt, oben aber mit 4 bis 5 sehr breiten Blättern versehen sind. Die Aehren sind zusammengepreßt, und zweyzeilig, mit langen und kurzen Grannen versehen. Sie bestaudet sich sehr, und muß also dünn gesäet werden.

Fr. Was kennt man für Haber=Arten?

Antw. Es giebt gemeinen, glatten, oder rauhen Haber. Er dient zu Pfer-

defutter, und gedeiht auf dem schlechtesten Boden; wird auch um ein Drittel dicker gesäet, als die schweren Getreidarten. Man fängt mit ihm Neubrüche an, säet aber zugleich Klee ꝛc. Hauptsächlich ist er nur Sommerfrucht.

2) Englischer schwerer Haber; hat rauhe Halme und große, breite Blätter; wird im Herbst gesäet, und trägt zuweilen hundertfältig. Man weicht den Samen einen Tag lang in Mistwasser ein, trocknet und säet ihn alsdann ganz dünn, worauf er tief eingeegget wird. Einige Tage nach der Saat egget man ihn nochmal. Er hat viele Vorzüge, denn erstlich liefert er im Durchschnitte wenigstens das zwanzigste Korn; zweytens ist das Korn größer und mehlreicher, giebt auch bessere Grütze, und drittens läßt er sich auch zum Bierbrauen gebrauchen. Das davon ge-

brauete Bier ist stärker und bitterer, als das von Gerste, und erfordert nur ein Dritttheil Hopfen; und letztlich ist sein Stroh ein gutes Futter für Pferde und Schafe. Erstere fressen es lieber, als Heu, und letztere als Laub.

3) **Türkischer, oder ungarischer Haber.** Dieser hat keine ausgebreitete Rispe, sondern die Blüthen mit zwey reifen Körnern hangen an einer Seite des Halms dicht und gleich übereinander. Diese Art fordert einen guten, wohl bearbeiteten Boden, und giebt mehlreiche Körner. Er muß früher gesäet werden, als der weiße Haber, weil er später reift. Wenn er gut gedüngt wird, so geräth er besser, und liefert ein gelberes, dem Vieh angenehmeres Stroh, als der weiße Haber.

4) **Glatter, schwarzer Haber.** Man hat davon zweyerley Arten, den schwar-

zen, der im August reif wird, und den Eichelhaber, der äußerlich auch schwarz aussieht, obgleich viele weiße Körner darunter sind. Ersterer wird leicht vom Winde ausgeschlagen, und muß daher auf niedrigen Feldern gebauet werden, wo der Wind darüber weggeht. Der Eichelhaber ist größer und nahrhafter, als der gemeine, fordert auch keinen bessern Boden, wird nicht vom Wilde abgefressen, und liefert mehr Körner, aber weniger Stroh, als der gemeine Haber.

5) **Nackter Haber mit kleinen dreyblumigten Aehren und Grannen an zwey Blüthen.** Die Körner ragen aus den Spelzen heraus, und daher kömmt der Nahme, nackter Haber. Er gedeihet im schlechten Boden; man darf ihn nicht reif werden lassen; die Körner fallen gerne aus; auch muß man ihn dünn säen.

Wenn er im May gesäet wird, so trifft im August meistens 15fache Aerndte ein.

Fr. Was rechnet man sonst noch zu den Körnerfrüchten?

Antw. Die Hirse, den türkischen Weitzen, das Heidekorn oder Buchweitzen?

Fr. Was weiß man von ersterer?

Antw. Auch hiervon kennt man mehrere Arten, als:

1) Die gemeine weiße, und gelbe Hirse, bey uns Brein genannt. Sie fordert einen leichten, sandigten, mürben Boden; erträgt viel Hitze, aber desto weniger Kälte. Diese Art fällt nach ihrer Reife leichter aus, als die andern, und wird nachher auf der Mühle gestampft. In einigen Gegenden wird sie nach dem Pflügen in die frische Furche obenauf gesäet; in andern aber mit dem Spaten

umgegraben. Bey letzterer Behandlung geräth sie viel besser; das Unkraut wird durch das Graben mehr erstickt, und das gegrabene Land trägt in der Folge den besten und reinsten Rocken. Man kann sie auch mit gutem Erfolge auf wüste Plätze säen, wo sie, wenn der Boden nicht zu schwer ist, gut geräth.

2) Die schwarze Hirse kömmt mit der ersten so ziemlich überein, nur geht sie schwerer von den Hülsen ab, und ist dem Vogelfraß weniger ausgesetzt.

3) Kolbigte Hirse, Fenchel-Hirse, Fuchsschwanz, wird wie obige gebauet; kömmt aber im festen, lehmigten Boden besser fort. Sie ist mehr vor den Vögeln sicher, wird vom Winde nicht so leicht ausgeschlagen, und die Körner sitzen fester in den Kolben, als bey der gemeinen Hirse?

4) Türkische Hirse, Moorhirse erfordert viel Hitze, und wird daher an der Mittagsseite auf eine gute, schwarze Gartenerde gesäet. Sie schießt oft fünf Ellen hoch auf, und der Stengel wird dick und hart wie Rohr. Der Ertrag davon ist sehr stark.

5) Manna, Schwade ꝛc. wächst in Polen und Preußen in Morästen wild. Der Schwade ist nahrhafter, als Reis und andere Hirse-Arten. Der Anbau ist sehr leicht, da man nur die niedrigen Plätze umpflügen darf, den reifen Samen darauf streut, und mit der Egge darüber fährt.

Fr. Was weiß man vom Mays?

Antw. Wenn er alle Jahre reif wird, ist er der nützlichste Bau. Ein Korn vermehrt sich zu mehrern Hunderten. Der Same vom Mays, auch türkischer Weitzen,

oder Korn genannt, ist bald gelb, bald roth oder bunt; der gelbe ist zur Saat der beste. Der Mays hält Nässe und Dürre, letztere aber noch mehr aus; leidet auch nichts vom Frost, weil er erst zu Ende Aprils gesäet wird, und braucht ein mittelmäßiges, nicht zu festes Land, welches mehr Sand als Thon hat. Die Art, ihn zu bauen, ist verschieden. Im Großen wird der Acker gepflügt und geeggt, dann zieht man der Länge und Quere nach jedesmal zwey Furchen in gehöriger Weite von einander, so daß die Furchen sich kreutzweis durchschneiden. In diesem Durchschnitt legt man die Mayskörner etwa zwey Zoll tief in die Erde. Andere säen gleich hinter dem Pfluge darein, so daß die Körner ein Paar Zoll weit von einander zu liegen kommen; die folgende Furche bedeckt sie. Sind die Pflanzen

aufgegangen, und ohngefähr einen Schuh hoch, so muß man die zu dicht stehenden ausziehen, und zwischen jeder einen Schuh Raum lassen.

Im Kleinen macht man Beete, theilt sie ab, daß für jede Pflanze ein Schuh der Länge und Breite nach Raum bleibt, macht zwey Zoll tiefe Löcher, und legt in jedes zwey Körner. Sind die Pflanzen etwas größer, so häufelt man sie wie die Erdäpfel. Die obern Stängel der Blüthe nimmt man nach dem Verblühen ab, so auch nachhin alle Blätter, die ein vortreffliches Futter für die Kühe geben, und so bleiben zuletzt nur die Kolben. Der Mays giebt gutes Brod, und vorzüglich gutes Futter für Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, und besonders für das Federvieh, als Indian ꝛc.

Fr. Was ist von dem Buchweitzen zu halten?

Antw. Wo sonst nichts gedeihet, kömmt dieser fort, und wirft doch das zwölfte oder zwanzigste Korn ohne allen Dünger ab. Die Pflanze kann aber keine Kälte vertragen, und doch taugt ihm meh] ein kalter, als ein hitziger Boden. Wird er nicht zu dick gesäet, so bekömmt er breite Blätter, giebt ein gutes Viehfutter, und wachst schnell in die Höhe, fordert aber öfter Regen. Den Bienen ist er eine gute Nahrung, weil er bald blühet, und seine Blüthe lang dauert. Die Grütze, welche auf der Mühle von dem Buchweitzen bereitet wird, ist eine gute und gesunde Speise, und aus dem Mehl backt man Brod und Kuchen, da es jedes andere Mehl sehr gut ersetzt. Der gemeine Buchweitzen hat weiße, große Blumen,

und Samen mit glatten Ecken; dagegen hat

2) Der sibirische Buchweitzen kleinere grünlichte Blumen und Samen, deren Ecken zweyzackigt sind. Diese Art verträgt mehr Kälte, kömmt auch im feuchten Boden ziemlich gut fort, und kann früher gesäet werden. Er ist ein sehr gutes Pferdefutter, wird zur grünen Fütterung klein geschnitten, und mit Häckerling vermischt. Wenn er noch grün ist, kann er beym Kleefutter den Kühen im Stall gegeben werden. Er wächst zwey und einen halben Schuh hoch, und seine Blüthe ist den Bienen sehr zuträglich.

3) Kletterndes, gestreiftes Heidekorn, welches noch mehr Samen, als die andern, giebt, der zu gleicher Zeit reifet.

Drittes Kapitel.

Von den Hülsen-Früchten.

Frage.

Was hält man von ihnen?

Antw. Man achtet sie sehr; nennt sie die lockernden, Boden verbessernden Früchte, die den Boden zur Saat von schwerem Getreide vorbereiten.

Fr. Welche gehören darunter?

Antw. Erstlich die frühzeitigen und späten Felderbsen, wovon erstere im März und April gesäet werden, und die Nachtfröste ziemlich aushalten. Sie dienen den Menschen zur Nahrung, und dem Vieh zum Futter; denn das Erbsenstroh wird den Kühen, Ochsen, Pferden und Schafen zum Futter gegeben. Auf den

Erbsenbau folgt gern eine gute Weitzen- und Körnerärnte. Die Erbsen geben auch mit einem Drittel Rockenmehl ein nahrhaftes Brod. Uebrigens wählt man für die Erbsen einen mit Thon und Sand gemischten Boden, auch Moorerde und niedrige Sandfelder.

Die grauen Felderbsen blühen blau, haben ein breiteres Laub, und einen stärkern Stängel, sind süßer, und werden als Brey gespeiset, widerstehen auch mehr dem Mehlthaue.

Die englischen Erbsen haben beynahe keine Hülsen, und sehen sehr gelb aus. Sie werfen zwölffachen Samen ab, und gutes Stroh, besonders für die Schafe. Sie müssen erst spät im May gesäet werden.

Fr. Was giebt es noch für Hülsenfrüchte?

Antw. Die Wicken. Die Kultur derselben kömmt mit jener der Erbsen ziemlich überein; doch ertragen sie den Frost nicht so gut, und müssen daher später gesäet werden. Auf niedrigen und feuchten Feldern arten sie gern in Unkraut aus. Die Wickenkörner sind ein gutes Hühnerfutter, und können ihnen einen Tag um den andern gegeben werden. Auch den Pferden giebt man sie als Häckerling; klein geschnitten, und geschrotet werden sie bey dem Rindvieh verfüttert. Allein zum Brodbacken taugen sie nicht, wenn sie gleich mit Rocken vermischt werden, denn ein solches Brod verursacht üble Zufälle. Man erkennt, daß die Wicke reif ist, wenn die Ranken anfangen sich zu legen, unten und oben gelb und welk werden, an den Schotten aber schwarz aussehen, und hart werden.

Das sogenannte grüne Wickenfutter besteht aus eimem gemengten Samen, der in die Brache gesäet, und im Sommer auch grün verfüttert werden kann. Zu dieser Mischung nimmt man gewöhnlich ein Viertel Erbsen, eben so viel Wicken, und Haber, und zwey Viertel Gerste. Werden Wicken unter die Gerste gesäet, und beydes mit einander abgemäht, so heißt dieses Gemengsel Wickengerste.

Die Wicken werden in zwey Geschlechter abgetheilt, nähmlich in solche mit verlängertem Blüthenstiele, oder ährenweiß gestellten Blumen, und in solche, deren Blumen am Blattwinkel fest ansitzen.

Zum ersten Geschlecht gehören folgende Arten.

1) Die großen Erbsenwicken mit kleinen Blattansätzen, oder die große breitblätt-

rige und glatte Waldwicke mit blaßgelben Blumen.

2) Die große Heckenwicke mit länglichten Blättern und ausgezackten Blatt-Ansätzen.

3) Die Waldwicke mit eyförmigen Blättern, weißen, blaugestreiften Blumen.

4) Die Vogelwicke mit spitzigen haarigen Blättern, oder die große, blaue Wald-Wicke.

5) Die morgerländische Wicke mit länglichten Blättern und rauhen Hülsen.

6) Die zweyjährige Wicke, Sibirische Wunderwicke.

7) Die Bengalische Wicke mit aufgerichteten Hülsen.

Zu der zweyten Art gehören

1) Die Saatwicke mit stumpfen Blättern, und paarweis gestellten Blumen, oder Futterwicke.

2) Die weiße Wicke mit weißem Samen.

3) Die kleine Frühlingswicke mit drey Paar Blättern und glatten Hülsen.

4) Gelbe mit glatten Blumen.

5) Ebendieselbe mit rauhen Blumen.

6) Die Zaunwicke, große frühzeitige Wicke.

7) Die Bithynische Wicke mit zwey Paar Blättern.

8) Die französische Wicke, die Wicke aus Languedok.

Die Engländer geben den Winterwicken einen besondern Vorzug; sie werden nach abgeräumtem Felde im Herbst gesäet, und geben schon im April und May ein sehr schätzbares grünes Futter,

zugleich dient das Feld noch zu Rüben, Gerste und Haber, oder anderen.

Fr. Was kömmt hierauf?

Antw. Die Linsen. Sie werden in die rothen und Pfenniglinsen eingetheilt, und kommen auf einem lockern und fetten Boden, der nicht zu feucht ist, fort. Vor dem Säen müssen sie sorgfältig ausgelesen werden, weil sonst allerley Unkraut mit aufwächst. Das Linsenstroh ist ein gutes Futter für junges Vieh, z. B. junge Lämmer und Kälber, und ist dem Erbsenstroh vorzuziehen. Die Linsen werden auch gegessen.

Fr. Was folgt auf die Linsen?

Antw. Die Pferdebohnen, eine Abart der sogenannten Saubohnen, die in Gärten gezogen wird. Sie gerathen im thonigten starken Lande, oder fetter Moorerde, wenn sie etwas feucht ist. Mehr

als diese werden aber die Saubohnen, oder Bohnen überhaupt gezogen, die für Vieh und Menschen sehr nahrhaft sind.

Die Engländer schreiben den Bohnen viele Vortheile in der Landwirthschaft zu; sie müssen aber behackt, aufgehäuft, und aufgebunden werden. Man säet auch Rüben darunter, und pflanzet Kohl dazwischen. Wenn die Bohnen gelöset sind, so erhalten die Rüben und der Kohl Luft, vollenden im Herbste ihren Wachsthum, und die Aernte wird hierdurch vervielfacht, worauf sich die Engländer überhaupt recht gut verstehen. So läßt man auch die Bohnen zwischen den Mays säen, und gewinnt dabey doppelten Vortheil.

Fr. Giebt es noch andere Hülsenfrüchte?

Antw. Die Kichern, oder Kichererbsen. Man hat sie von verschiedener Farbe und Geschmack. Hin und wieder werden sie auch gebrannt, und mit Kaffee getrunken. Das Stroh taugt aber nicht zum Futter.

Man baut sie bloß da, wo die Erbsen nicht gerathen wollen, sie werden im April gesäet; übrigens aber ziehet man die Erbsen vor.

Obige Hülsenfrüchte werden auch sehr gemischt gebauet, und erhalten verschiedene Nahmen, als; Wickengerste, Wicken-Pferdebohnen ꝛc.

Viertes Kapitel.

Von
den Futterkräutern überhaupt, oder künstlichen Wiesen.

Frage.

Was will das sagen?

Antw. In der erhöhten Landwirthschaft giebt es nur eine Eintheilung des zu bebauenden Landes, also keine Wiesen, wo man gewisse Plätze bloß düngt, sie zum Graswuchse der Natur überläßt, und so gutes und schlechtes Gras untereinander ein- zwey- oder dreymal mäht: sondern es werden, wie bey den Kornfrüchten nur die guten Grasarten und Futterkräuter gesäet, der Grund hierdurch

zu höherem Ertrage gebracht, und besseres Futter für das Vieh gewonnen. Man hat aber hier allgemein zu beobachten, daß man durch Schöpfräder, oder andere Vorrichtungen diese Plätze öfter wässern kann, auch ist das Gypsen, bevor ein Regen einfällt, von großem Nutzen.

Fr. Welche sind die vorzüglichsten Grasarten?

Antw. Beynahe den ersten Platz behauptet das Honig- Roß- oder Pferdegras. Es wird entweder mit Klee, oder allein im August gesäet, gedeiht überall, selbst im kahlen Sande, und ist, besonders mit andern Grasarten vermischt, ein vorzüglich gutes Viehfutter.

2) Vielblumigtes Wasserrispengras, großer Militz. Es giebt einen großen und kleinen, und wird von Pferden wie vom

Rindvieh, selbst von den Schafen sehr geliebt.

3) Wiesenhaber, Glatthaber, französisches Raygras, auch Frommental genannt,

Dieses läßt sich schon im May abschneiden, und hat gleiche Eigenschaften mit den vorigen.

4) Wiesenfuchsschwanz; liebt mehr einen feuchten Boden, und breitet sich sehr wohlthätig aus.

5) Gelbes Riechgras, Melilote, oder Lavendelgras, vorzüglich den Schafen gedeihlich.

6) Schwingel. Unter diese Arten, die eine einseitige Rispe haben, gehören

a) Schafschwingel mit viereckigem Halm und borstenartigen Blättern. Er wächst auf dem schlechtesten Boden, und ist den Schafen so nützlich.

b) Rother Schwingel, mit halbrundem Halm und rauhen Blüthestielen; im Wachsthum und Nutzen dem vorigen gleich.

c) Hartschwingel, mit glatten Aehrchen und borstenartigen Blättern. Er wächst vorzüglich an sehr dürren Orten, und gilt das vorige von ihm.

d) Wiesenschwingel, dessen Aehrchen in der ausgebreiteten Rispe schraubenförmig gedreht sind. Er ist eines der besten und nützlichsten Futtergräser für Pferde und Rindvieh, und gleicht ganz dem Wiesenhaber.

Die Schwingelarten von gleich verbreiteter Rispe sind:

a) Gestreckter Schwingel, dessen Aehrchen ohne Grannen, und kleiner als der Kelch sind.

b) Schwadenschwingel, mit åstiger Rispe und runden, plattaufsitzenden Aehrchen, Mannaschwingel, Mannagras genannt.

c) Das platte, hangende Perlgras, Schöngras, wåchst in trocknen und buschichten Gegenden, und blůhet vom May bis in Oktober.

d) Schmiele. Darunter gehören die Wasserschmiele, Ackerschmiele und Grauschmiele. Erstere erkennt man an den schwachen Blåttern, der ausgebreiteten Blůthenrispe, und an den glatten, stumpfen, oder nicht grannigten Spelzen, welche långer als die Kelchbålglein sind. Sie ist

ein sehr süßes Gras, und wird auf nassen Triften, an kalten Quellen und kleinen Bächen gefunden.

Die Ackerschmiele mit grannigter und wollichter Spelze; — hohe Ackerschmiele, Ackerstraus = Gras, Ackerwindhalm genannt.

Die Grauschmiele mit borstigen Blättern und umhüllter Blüthrispe, Bocksbart, grauer Bocksbart genannt.

8) Straugras, worunter das schilfförmige, dessen Spelze unterwärts rauh, und mit einer kurzen, gebundenen Granne besetzt ist; dann das haarförmige mit pfriemartigen, gleich langen, borstigen und gefärbten Kelchbälglein vorzüglich zu empfehlen sind.

9) **Rispengras, Viehgras.**

Darunter gehören:

a) das dreyblumichte, wollichte Rispengras, mittleres Viehgras.

b) Vielblüthiges, wollichtes Rispengras, von den Engländern Birdgras genannt, und leistet vorzügliche Dienste. Der Boden darf sandig und kiesig seyn.

c) Fünfblüthiges, glattes Rispengras, Wiesenrispengras, gemeines Viehgras gehört zu den besten Futtergräsern.

d) Jähriges Rispengras, Sommerviehgras, klein Weisgras, ebenfalls sehr beliebt.

e) Sechsblüthiges Rispengras mit breitem, gestreckten Halme, Berg-Viehgras.

f) Vierblüthiges, bollenartiges Rispengras, kleines Zwiebelgras, Charlottengras.

10) Wiesenlischgras, Timotheus-Gras, eine vortreffliche Mastung für das Rindvieh.

11) Die gemeine Brennnessel giebt vorzüglich gutes Kühfutter, und manche Oekonomen bestellen ganze Felder damit.

Fr. Welche sind die vorzüglichern Futterkräuter?

Antw. Unter diesen steht oben an 1) die Luzerne, Luzernerklee. Er hat wegen des aufwachsenden geschmeidigen Stängels vor den andern Kleearten einen großen Vorzug, und giebt ein vortreffliches Futter für das Rindvieh. Er verlangt einen freyen Ort, den ganzen Tag von der Sonne bescheint, und kann 24 bis 30 Jahre auf einem Acker stehen bleiben, 4-5 mal das Jahr hindurch gemäht werden, und ist als Grünfütterung noch nützlicher.

2) Rother Klee, oder spanischer Klee. Er dauert 3 Jahre, kann auch 3, 4 abgemäht, und zu Heu gemacht werden. Er fordert mehr feuchten und niedern Boden, und kömmt gut mit der Gerste fort.

3) Esparcette ist das Gegentheil des vorgehenden; liebt Gebirge, Hügeln, offene, freye Sonne, einen trocknen und kalkigen Boden, und wird meistens unter Sommerkorn gesäet. Die Saat giebt drey Aernten, und gutes Futter, besonders für Pferde, das dem Haber nicht nachsteht. Sonst hat sie alles mit der Luzerne gemein.

Ueberhaupt giebt es noch andere, minder wichtige Futterkräuter, als:

4) deutschen Melotenklee, Steinklee;

5) weißen, hochwachsenden Honigklee;

6) weißblumigten, gestreckten Klee;

7) großen Berggeißklee;

8) großen, braunen Bergklee:

9) langstieligten Blasenklee;

10) Spitzklee, Hopfenklee;

11) Gelben Katzenklee;

12) Hopfen-Schneckenklee;

13) schwedische Luzerne;

14) Wiesen-Schotenklee;

15) Honigklee, Frauen-Fingerkraut;

16) Geißklee, Geißraute;

17) Platterbse, Wiesenkichern;

18) Erdnuß, Erdmaus;

19) wilde Kichern;

20) buntfärbige Kronenwicke;

21) Fasanenkraut;

22) Spergel, der sich mit jedem schlechten Boden begnügt, und daher vielen Vorzug hat, auch eine reiche Aernte und gutes Futter giebt. Einige rechnen

ihn demnach unter die wichtigsten Futterkräuter.

23) Gemeinen Löwenfuß, Genselgrün;

24) das englische Burnet, oder Bibernelle, ein besonders gutes Schaffutter;

25) gemeinen Wegesenf, Winterkresse:

26) Spinat;

27) Sauerampfer;

28) Graslauch, wilden Dinkel;

29) Trespe;

30) Quälrocken; und endlich können hieher noch die Rüben, Kürbisse und Kartoffeln gerechnet werden.

Fr. Welche Rübenarten?

Antw. Die weiße und rothe, gemeine Rüben, die nach abgeraumten Felde, oder auf eigenen Aeckern gebaut, und daher

Brach = oder Halmrüben genannt werden. Ueberhaupt kommen sie auf sandigem Boden besser fort, und die Halmrüben haben den Vorzug.

Hier zu Lande hat man auch noch die Klein = oder sogenannten baierischen Rüben, die mehr ein beliebtes Gemüs sind, als sie zu Viehfutter dienen.

Die vorzüglichste aller Rüben ist die Runkel = oder Burgunder = Rübe. Man säet sie im Märze; versetzt die Pflanzen, sobald sie vier Blätter haben in einen guten, fetten Boden, drey Fuß weit voneinander, und baut in die Zwischenräume Erdkohlraben, oder Kraut. Ist das Erdreich, dessen Wartung und Pflege gut, so kann man Rüben von zwölf bis zwanzig Pfund schwer bauen; sind sie etwas erwachsen, so muß man das Erdreich ein wenig abziehen. Die Blätter werden so-

wohl fürs Vieh, als auch zu Gemüse wie Spinat gebraucht; die Rüben selbst geben den Winter durch für Rindvieh und Schweine eine vortreffliche Mastung. Von diesen Rüben wird auch der seit wenig Jahren in Preußen bekannt gewordene Zucker gemacht.

Fr. Was giebt es für verschiedene Gattungen von Erdäpfeln oder Kartoffeln, und was hat man für Nutzen davon?

Antw. Die Schwein- oder englischen Kartoffeln. Sie geben unter allen den größten Ertrag, sind aber der Art nach die schlechtern. Sie treiben wenige, aber hohe und dicke Stengel mit grobem Kraut; die Blüthe ist weiß.

2) Die Zuckerkartoffeln. Sie sind schwerer und mehlreicher, und von reinem, angenehmen Geschmacke; sie sind aber etwas kleiner als andere, und for-

dern einen guten, feuchten und reichen Boden. Die Blume ist dunkelblau, fast violet.

3) Im Mittel dieser beyden Sorten stehen die holländischen Kartoffeln. Wie kleiner ihr Stengel und Kraut, wie dunkelblauer ihre Blüthe, wie näher ihre Früchte am Stamme sitzen, desto schwerer mehl- und nahrungreicher sind sie. Die Farbe ist weiß oder roth. Auf schwerem Boden sind die Zucker- oder schwarzen Kartoffeln die rathsamsten, selbst wenn man nicht auf Verkauf oder Geschmack, sondern bloß auf den Ertrag an Nahrungsstoff sieht. Dagegen gehört die englische Schweinkartoffel für einen magern, sandigen Boden. Auf Mittelboden wird man bey der sogenannten holländischen Art am besten seine Rechnung finden. Die Kartoffeln werden im Früh-

jahre in gelockerten Boden gelegt; gejätet, und wenn einmal die Pflanze im Schwung ist, der Boden aufgehäuft. Den Kartoffeln eignet man die größten Vorzüge zu, da sie dem Menschen Speise, Mehl und Branntwein geben, und für alles Vieh eine sehr gute Wintermastung sind.

Es giebt überdieß noch eine Menge Abarten von Kartoffeln, Früh- und Spätkartoffeln, weil erstere schon um Jakobi reif werden.

Fünftes Kapitel.

Von den ölgebenden Pflanzen.

Frage.

Welche sind diese, und welchen Nutzen geben sie?

Antw. Die Rübsen.

2) Ostindischer Oelrettig.

3) Dottersamen.

4) Senf.

5) Safflor.

5) Schnittkohl.

7) Sonnenblume.

8) Mohn und mehr andere.

Diese ersetzen nicht nur das in einer Landwirthschaft so sehr zum Bedürfniß gewordene Oel, sondern dienen auch zum Futter für das Vieh, und gewähren noch viel andere Vortheile.

Fr. Was ist der Rübsen oder Rebs?

Antw. Es giebt einen Winter- und Sommerrebs. Der erste wird zwischen Bartholomäi und Mariä Geburt gesäet, und trägt achtzig- und mehrfältig. Beym Schneiden, welches vor Johannis geschieht, muß man den Morgen, bey noch liegendem Thaue wählen, damit er nicht vor dem Dreschen zu sehr ausfalle. Nach dem Dreschen muß man ihn sieben. Die Blüthe davon ist den Bienen sehr zuträglich, so wie vor dem Winter die Blätter den darauf getriebenen Schafen wohlbehagen. Im Frühjahre dienen die neu

angeschossenen Blätter zum ersten und schmackhaftesten Salat.

Der Sommerrebs vermehrt sich sechzigfältig, und das Oel von beyden kann bey guter Zurichtung dem Provenzeröl an die Seite gesetzt werden; die Abfälle geben noch ein gutes Mastfutter.

Fr. Was ist der ostindische Oelrettig?

Antw. Er hat alle Eigenschaften des Rebs, muß aber in Stängeln aufgebunden werden, und kostet daher etwas mehr Mühe.

Fr. Was ist der Dottersamen?

Antw. Es gilt von ihm das Nähmliche, was von obigen beyden Oelpflanzen gesagt worden ist; nur ist sein Oel noch besser, als das vom Rebs.

Fr. Und der Senf?

Antw. Dieser wird schon im Monath März gesäet, und die Aernte,

ist reicher, als von den vorigen. Der beym Oelmachen zurückbleibende Oelkuchen ist ein vortreffliches Reinigungsmittel für Milchkühe, für junge Kälber im Winter, und für die Schafe.

Fr. Was ist der Safflor?

Antw. Er hat die Eigenschaften der vorigen. Sein Same wird erst gegen den Herbst reif, und sein Oel ist sehr gut.

Fr. Was ist der Schnittkohl?

Antw. Er ist eine Art Blattkohl, oder Blaukohl, und wird auch wie der Sommerrebs im Frühjahre gesäet. Die Blätter dienen zu Gemüs und Viehfütterung. Er bleibt den Winter über stehen. Das Oel gleicht ganz dem Rebsöl; wird aber noch sehr vermehrt, wenn man die Strünke des Blaukohls im Frühjahre aufzieht, und sie in schmalen, eigens hiezu

gemachten Gräben neben einander einschlägt.

Fr. Was ist die Sonnenblume?

Antw. Diese begnügt sich mit jedem Boden, und giebt unter allen das reichlichste, reinste und schönste Oel. Die Blume ist den Bienen sehr willkommen. Sind die Saamenkörner reif, so nimmt man für die Schweine die Blätter ab.

Fr. Was ist Mohn, oder Magensame?

Antw. Dieser giebt eine noch reichere Aernte, als der Rebs, und prangt mit schönen Blumen. Wenn man das Oel daraus gewinnen will, mischt man etwas Borstorfer Aepfel darunter: es übertrifft in jeder Hinsicht das Provenzeröl. Die Oelkuchen sind eine Leckerspeise der zarten Lämmer.

Fr. Giebt es noch andere nützliche Oelpflanzen?

Antw. Allerdings! Hierunter gehören die Kürbiskerne. Der Kürbis hat überdieß noch den Vortheil, daß er überall auf die vortheilhafteste Art fortkommt, und für Milchvieh und Schweine sehr zuträglich ist. – Die übrigen sind der türkische Taback, Hanf, Lein, die wälschen Nüsse, Haselnüsse, Lindennüsse, Buchennüsse, der Ackerrettig, Ackersenf rc.

Sechstes Kapitel.

Von den Handelskräutern.

Frage.

Welche Vortheile geben diese?

Antw. Sehr große. Theils dienen sie zur Abwechslung der Früchte, theils

tragen sie oft mehr Geld als der beste Weitzen; auch ist es dem Lande sehr zuträglich, wenn nicht alle Felder bloß mit Getreide bestellt sind; denn zu viel Getreide macht zu wohlfeil, und Handelskräuter können mehrere Hände beschäftigen; durch sie entstehen Fabriken.

Fr. Welche sind die vorzüglichern?

Antw. Taback, Hanf, Flachs, Hopfen, Saffran, Safflor, Waid, Kümmel und andere.

Fr. Welche Eigenschaften hat der Taback?

Antw. Der Same wird zuerst in Mistbeeten gezogen, und die Pflanze, wenn die Nachtfröste nachlassen, 1 Fuß weit von einander, und 3 Fuß in der Breite des Behackens wegen gesetzt. Das Unkraut darf nicht überhand nehmen; eben so muß man auch den Stöcken die auszu-

treiben anfangende Nebenzweige von Zeit zu Zeit abbrechen, damit die Blätter mehr zunehmen. Ihre Reiffe erkennt man, wenn sie anfangen braunlicht, und an den Spitzen spröde zu werden, welches längstens bis Anfangs Septembers geschieht. Die abgeblatteten Blätter legt man in Schichten, und zu Hause in große runde Scheiben, etwa eine halbe Elle dick übereinander, zum Durchhitzen und Abschwitzen: hierauf werden sie zum Trocknen aufgeschnürt. Unter den vielerley Tabacksarten, als: virginischen, türkischen, herzblättrigen ꝛc. hat der asiatisch-türkische den Vorzug.

Fr. Wie geht man mit dem Hopfen um?

Antw. Der Hopfen wird auch in der Hälfte des Aprils in Fechsern gesteckt, gehäufelt, und

mit einer Stange versehen. In die Zwischenräume pflanzet man Kraut, Blumenkohl ꝛc. An den Fechsern müssen ebenfalls die Ranken abgenommen, und nur sechs oder acht Keime gelassen werden. Sobald sie eine Höhe von 1½ Fuß erreicht haben, muß man sie an die Stange binden, und so immer weiter fortfahren, so hoch es geht. Haben die Ranken in der Höhe die Hälfte ihres Wachsthums erlangt, so muß man unten die Sprossen 2 Schuh hoch von der Erde wegnehmen, und so abblatten. Mit halbem Junius trift wieder das Anhäufeln, noch öfter das Jäten. Werden die Hopfenköpfe gelblicht, dann ist es Zeit zur Aernte. Die Vorzüge des Hopfens beym Biersieden sind bekannt.

Fr. Was geschieht mit dem Flachs?

Antw. Er fordert einen sehr gut zugerichteten Boden, und guten Samen, der im Frühjahre gesäet, und öfter gejätet wird. Erhalten die Samenkapseln die gelbe Farbe, so ist es Zeit zur Aernte, wobey das Abstreifen der Knoten dem Dreschen vorzuziehen ist. Die Knoten werden zum Oelmachen gebraucht, der Flachs aber in kleine Bündel gebunden, ins Wasser geschafft, mit Holz, Steinen, Rasenstücken, auch Schlamm und Erde wohl beschwert. Wenn dieses geschehen ist, muß man immer um den vierten Tag die Probe machen, ob er schon geröstet ist. Mattes, weiches Wasser ist hiezu besser, als klares und hellfließendes, hartes, oder Keckwasser. Sind die Halme weich, so ist der Flachs hinlänglich geröstet; er wird hierauf gewaschen, und in Luft und Sonne getrocknet. Sobald

er nun dürr ist, wird er geklopft, nochmal der Sonne ausgesetzt, gebrecht, wieder an einen trocknen Ort gebracht, geschwungen und gehechelt ꝛc.

Fr. Geht es auch so mit dem Hanf?

Antw. Es hat beynahe die nähmliche Beschaffenheit wie mit dem Flachs. Es kömmt meistens auf einen guten Samen an, und wird der rheinisch- polnisch- oder russische allem andern vorgezogen; eben so wichtig wie bey dem Flachs ist auch das Rösten. Uebrigens ist der große Nutzen von Flachs und Hanf ohnehin allgemein bekannt.

Fr. Wie verhält es sich mit den übrigen Handelspflanzen?

Antw. Safflor giebt eine schöne Farbe und Oel; das Stroh ist ein vor-

treffliches Futter für Schafe und Ziegen.

Saffran dient zur Arzney und Gewürz, desgleichen Anis. Von vorzüglichem Verdienste ist auch die Färberröthe, Röthe, Krapp. Er wird zu Anfang des May gepflanzt, und zwar drey bis vier Zoll von einander. Das Jäten ist ihm sehr zuträglich, und im Julius muß man die Stängel umbeugen, und mit Erde bedecken, daß nur die obersten Spitzen hervorragen. Nach Michaelis wird er ausgegraben, das Kraut für das Vieh abgeschnitten, und die Wurzeln getrocknet, und dann meistens an die Färber verkauft. — Hierher gehören auch noch das Süßholz, der Waid, Kümmel oder Karbe, Schwarzkümmel, Dill, Fenchel, Koriander, Rosmarin, spanischer Pfeffer, Ta-

schen- auch Schottenpfeffer, Rhabarber rc. deren Pflanzung aber hier zu Lande noch wenig im Schwunge ist, und die doch mit großem Vortheile gebaut werden, vorzüglich Taback, Krapp und Waid.

Siebentes Kapitel.

Von den Gartengewächsen und Obstbäumen.

Frage.

Welche Vortheile geben sie, und was ist dabey zu beobachten?

Antw. Da sie zur Nahrung des Menschen gehören, muß ein Landwirth

vorzügliche Sorge darauf verwenden. Das Ganze hängt von einem guten Boden, guter Pflege, Reinigung vom Unkraut, öfterem Begießen und jährlichem Wechsel der Früchte auf dem nähmlichen Boden ab. Weil aber der Landwirth nicht so viele Sorgfalt als ein ordentlicher Gärtner darauf verwenden kann, soll er sich vorzüglich nur um die nützlichsten Gartenfrüchte, Gemüse, Salat, Rettig und um die Obstbäume bekümmern; denn das Gartenwesen ist eine eigene Wissenschaft und Beschäftigung, wozu ihm die Landwirthschaft, als Hauptsache, nicht Zeit genug läßt, und ihm ohnehin so viel zu schaffen macht, daß er den Garten nur als Nebensache ansehen muß. Er kann höchstens nur den Obstbäumen und Blumen seine übrigen Stunden schenken, weil Obst ein Hauptnahrungsartikel ist, und

ein Blumenflor seiner ganzen Landwirthschaft höheren Reiz giebt, wobey sich der Mensch einen angenehmern, edlern Zeitvertreib verschafft Es sollte daher jeder Landwirth wenigsten einen kleinen, munteren Garten, und mehrere Obstbäume unterhalten. So geht es auch mit der Holzkultur, die ebenfalls ein eigener Zweig der Landwirthschaft, und von größter Wichtigkeit ist.

Fr. Wie geschieht die Erzeugung und Fortpflanzung der Obstbäume?

Antw. Durch Säen, Stecken, Einsenken, und durch Wurzelschößlinge.

Fr. Was ist bey dem Säen zu beobachten?

Antw. Das Säen, welches hauptsächlich beym Kernobst zu geschehen pflegt, wird im Monat März folgendergestalt bewirkt. Man besäet im Herbste ein mit Kuhmist ge-

düngtes und umgegrabenes, im Frühjahr aber noch einmal gegrabenes Land mit einer Hülsenfrucht, am liebsten aber mit Wickfutter; mit dieser zugleich säet man die Obstkerne aus, und durch dieselbe bekommen die jungen Baumpflänzchen Schatten, und das Land Lockerung und Reinigung. Zu seiner Zeit schneidet man die Hülsenfrüchte behutsam weg, die jungen Bäumchen läßt man wachsen, bis es Zeit ist, sie auszuheben. Die Kerne, welche man hierzu braucht, werden, sobald sie aus den Birnen kommen, abgewaschen, um den Zuckerfirniß, womit sie überzogen sind, und der jeden Kern am Keimen hindert, herunter zu bringen; hierauf trocknet man sie, jedoch im Schatten, und verwahrt sie in einem Behältnisse, das oben Luft hat, an einem kühlen, und vor Mäusen gesicherten Orte bis zur Aussaat.

Fr. Wie geschieht das Stecken?

Antw. Das Stecken der Kerne ist bey allen Arten von Obst anwendbar. Man kann dabey entweder die bloßen Kerne, oder auch die ganze Frucht stecken, und letzteres ist vorzüglicher, weil die Kerne, welche aus der Frucht genommen sind, den Saft der Frucht entbehren müssen, wodurch der Stamm an Güte sehr verlieret, und weil man aus den bloßen Kernen eben so wenig von der Güte und Beschaffenheit, als von der Sorte der Frucht, woraus sie genommen wurden, urtheilen kann. Dieses Stecken der Kerne oder Früchte geschieht so: Man zieht über das hierzu bestimmte Beet eine Furche, ohngefähr einen Zoll tiefer, als die Größe der größten zu steckenden Früchte beträgt, in diese setzt man die Früchte, jede von der anderen drey Zoll weit, so,

daß der Stiel unten, und die Blume oben zu stehen kömmt; dann füllt man den übrigen Theil der Furche wieder mit Erde, und streuet eine dünne Lage Mist darauf. Die Zeit dazu ist am besten im Herbste, da der Mist zur Düngung dieses Beetes im May, oder Anfangs Juny vorbereitet, und das Land unter= und kurz vor dem Stecken noch einmal gegraben werden muß; doch kann es auch im März geschehen, wobey das Land so wie bey dem Säen zu bearbeiten ist. Man kann auch dazu angefallene und faule Früchte brauchen.

Fr. Wie geht man mit dem Senken oder Einlegen um?

Antw. Will man diese Fortpflanzungsart der Obstbäume angreifen, so schneidet man einen Zweig eines alten Baumes in die Quere bis auf die Hälfte,

dann einen reichlichen Zoll der Länge nach, hierauf senkt und drückt man ihn mit einer hölzernen Nadel dergestalt senkrecht in die Erde, daß er aufrecht wie ein junger Baum dastehet. Nach einem Jahre hat er Wurzel gefaßt, da er denn unter der Wurzel abgeschnitten, und weiter verpflanzt wird. Ist der Zweig zu hoch, daß er die Erde nicht erreicht, so senket man ihn in einen Topf, den man an einen Hauptast fest anbindet, und den Zweig, wenn er genug bewurzelt, unter dem Topfe abschneidet. Dieses Geschäft ist aber unter allen Fortpflanzungsarten das mühsamste, langweiligste und am leichtesten fehlschlagende, so wie die Fortpflanzung durch Stecken die leichteste und beste ist.

Fr. Wie geschieht das Fortpflanzen durch Wurzelschößlinge?

Antw. Diese Art ist die leichteste, wenn man die von den Wurzeln alter Bäume selbst ausgelaufenen Schößlinge, und zwar darunter die frischesten, gesündesten und stärksten mit etwas Wurzeln abstößet und weiter versetzet.

Allein zur Fortpflanzung, Pflege und Veredlung der Obstbäume gehören vorzüglich wohl eingerichtete Baumschulen.

Fr. Was ist eine Baumschule?

Antw. Es ist ein Ort, wo die jungen Bäume theils erzeugt und fortgepflanzt, und theils veredelt werden. Den Ort, wo ersteres geschieht, nennt man das Pflanzbeet; das letztere hingegen wird in der eigentlichen Baumschule vollzogen.

Fr. Wie muß das Pflanzbeet beschaffen seyn?

Antw. Das Pflanzbeet muß an einer Mauer, und der Mittagssonne ausgesetzt, auch großen Obstbäumen nicht zu nahe seyn, damit die jungen Pflanzen nicht durch die großen Bäume und ihre Wurzeln in ihrem Wachsthume gehindert werden. Der Boden muß nicht der beste, sondern schlechter, als der in der eigentlichen Baumschule seyn, weil es eine Hauptregel ist, den Baum bey jedem Versetzen in besseres Erdreich zu bringen, als er vorher gehabt hat, wenn er gut fortkommen soll; doch muß er 1 bis 1½ Elle tief gut bearbeitet seyn. Wo man junge Bäume hinpflanzen will, muß man den Platz im Herbste umgraben, mit Kuhmist gehörig düngen, und dann, wie oben gesagt wurde, im Frühjahre besäen, oder bestecken. Im Herbste des folgenden Jahres wählt und zeichnet man unter den jungen Pflan-

zen diejenigen aus, die man in die Baumschule versetzen will. Die Baumschule muß von gleicher Lage, aber besserem Boden seyn, als das Pflanzbeet. Die dahin zu versetzenden Bäume müssen in selbigem Jahre stark getrieben, viel schöne grüne Blätter, und eine glatte und glänzende Rinde haben.

Pflaumen, Aprikosen, Pfirsich- und Birnbäumchen müssen zwey bis drey Zoll, Apfel- und Kirschstämme hingegen brauchen nur 1½, bis zwey Zoll im Umfange zu haben. Die Zwergbäume müssen einen geraden Stamm, und nur ein einziges Pfropfreis haben; die neuen Reiser kann man alsdann ohnehin drehen und beugen, wie man sie zur Bildung eines schönen jungen Baumes nöthig hat. Die Wurzeln der jungen Bäume müssen stark, und wenigstens eine darunter dem Baume

selbst an Stärke gleich seyn, damit der junge Baum keinen Mangel an Nahrungssaft leide.

Fr. Was ist noch vor dem Versetzen zu beobachten?

Antw. Unmittelbar vor dem Versetzen muß man den jungen Bäumen die Zweige und Spitzen der Wurzeln abstutzen, welches erstere nach dem Versetzen leicht eine nachtheilige Erschütterung verursachen könnte. Die Wurzeln hochstämmiger Bäume dürfen nicht über 14 Zoll, bey Zwergbäumen nicht über 7 bis 8 Zoll in die Erde kommen, auch darf man jedem Bäumchen nicht über 3, 4 bis höchstens 5 Zoll Wurzeln lassen. Zum Versetzen junger Bäume wird warme und trockene Witterung erfordert, damit die Erde desto lockerer werde, ganz leicht durchfalle, und alle leere Plätze um den Baum herum

ausfülle. Die beste Zeit zum Verpflanzen junger Bäume ist im September, Oktober und März.

Fr. Was ist in Hinsicht der Stellung und anders noch zu beobachten?

Antw. Man muß die jungen Bäume genau in derselben Stellung und Richtung versetzen, die sie vorher in dem Pflanzbeete gehabt haben, und hernach um den Baum einen Hügel, wie einen Maulwurfshügel aufwerfen, damit die Sonnenstrahlen nicht zu stark wirken, und dadurch dem Stamme schädlich werden können. Diese Haufen macht man, wenn der Baum neue Wurzeln geschlagen hat, und fest geworden ist, wieder weg, und läßt sie nur ohngefähr vier Zoll hoch um den Stamm stehen, weil die Erde gemeiniglich nachzusinken, und dadurch eine Vertiefung um den Baum her zu machen

pflegt, worin sich die Nässe zum Schaden des Baumes verhalten kann. Eingetreten aber darf die Erde um den Stamm her nicht werden, weil dadurch die Wurzeln erschüttert, und aus ihrer Lage gebracht werden können. Jeder junge Baum wird beym Versetzen an einen daran gesteckten Pfahl befestiget. Wenn die jungen Baumpflanzen von dem Pflanzbeete versetzt sind, muß man dasselbe nicht sogleich wieder mit Bäumen, sondern mit andern Gartenfrüchten bestecken, und erst nach etwa drey Jahren wieder Bäume dahin bringen.

Fr. Wie geschieht das Veredeln der Bäume?

Antw. Das Veredeln der Bäume geschieht auf verschiedene Art, nähmlich durch Okuliren, Pfropfen, Kopuliren, Ablaktiren und Versetzen.

Fr. Was ist das Okuliren?

Antw. Dieses besteht in vier Verrichtungen, als:

1) Das einzusetzende Auge zurecht zu schneiden und auszuheben;

2) Die Okulirstelle im Schaft des Bäumchens, oder in einem Aestchen der Krone einzuschneiden;

3) Das Auge passend einzuschieben;

4) Alles gehörig zusammen zu verbinden.

Fr. Wie geschieht das Erste?

Antw. Um das Auge von dem edlen Reise auszuheben, wird gewöhnlich mit einem Okulirmesser über dem Auge ein Quereinschnitt durch die Rinde bis aufs Holz ohngefähr einen Viertel Zoll lang gemacht, wobey man das Reis in die linke Hand legt, daß die abgestumpften

Blätter über sich stehen; hernach wird auf beyden Seiten neben dem Auge etwa ein Viertelzoll langer, oder auch noch kürzerer Einschnitt mit der Spitze des Messers gemacht, welche beyde Einschnitte unten spitzig zusammenlaufen müssen, daß ohngefähr die Gestalt eines lateinischen V herauskömmt. Neben den beyden Einschnitten löset man die Rinde mit dem am Okulirmesser unten befindlichen Beinchen etwas ab, alsdann ergreift man das Aug mit beyden Fingern der rechten Hand, thut einen raschen Druck auf die Seite, und hebt so das Auge aus. Dabey muß man wohl Acht haben, ob der Keim in der Mitte des Auges, nähmlich den weißen Punkt, der in jedem Auge befindlich, und der eigentliche Grund zum Wachsthume des Baumes ist, wirklich im Auge, und nicht etwa noch auf dem Reise, und an

dessen Stelle im Auge ein Löchelchen ist, in welchem letztern Falle man das Auge wegwerfen, und ein anderes ausheben muß. Weil aber diese Methode immer nur beym Steinobst, selten aber beym Kernobst, wegen der an den Augen des letztern befindlichen Höcker glückt, so ist es besser und sicherer, das Auge mit der Spitze des Messerchens abzulösen, und abzuschneiden. Noch sicherer geht man, wenn man so viel Holz vom Reise am Auge mit wegnimmt, daß der Keim ganz damit bedeckt, und dadurch unsichtbar gemacht wird, und mit diesem Holze setzt man nun auch das Auge ein. Wenn das Reis, wovon die Augen genommen werden, dünn und zart ist, so spaltet man es nur in der Mitte voneinander, schneidet das Holz bis über das Mark heraus, spitzt es etwas zu, und schiebt es ein.

Wenn das Reis stark ist, wird das Auge entweder gleich aus dem Rauhen mit einem Span vom Reise weg, und sodann in der Hand gehörig zu und ausgeschnitten, oder das Auge mit dem nöthigen Holze, mittels der Spitze des Okulirmessers abgelöset. Hierbey ist Folgendes zu bemerken: 1) Darf nichts vom Marke des Holzes daran bleiben, sondern das Holz muß etwas eher ausgeschnitten werden, als das Mark anfängt; 2) darf das am Auge bleibende Holz ja nicht faserig seyn, sondern muß ganz glatt und fein zugeschnitten werden, und zu dem Ende das Messerchen scharf und gut seyn, und öfter auf einem Streichriemen abgestrichen werden. 3) Wenn das Holz im Auge so stark, als der Wildling ist, welches von Rechts wegen allemal der Fall seyn soll, so muß es nach seiner Stelle ein wenig

hohl zugeschnitten werden. 4) Muß gegen die Rinde des Schildes zu das Holz nicht nur abgeschärft, sondern auch die Rinde von außen, und zwar gegenseitig etwas schräg abgeschärft werden, so daß die Flügel der vom Wildling darüber zu liegen kommenden Rinde wohl aufliegen, und auch die Rinde des Schildes ihren Antheil am Safte bekommen kann.

Fr. Was ist bey der zweyten Verrichtung zu beobachten?

Antw. Die Okulirstelle wird auf folgende Art eingeschnitten. Man macht über oder unter einem Auge einen Querschnitt, welcher um einen Messerrücken breiter ist, als die Breite des Querschnitts am Okulirauge; von dessen Mitte aus führt man einen Zoll langen Schnitt gerade herunter, daß die Gestalt eines lateinischen T herauskommt. Bey beyden

Schnitten giebt man dem Messer nur so viel Druck, als nöthig ist, um die Rinde zu durchdringen, ohne daß das Holz selbst dabey leide. Beym Anfange des gerade herunter laufenden Schnittes löset man beyde Ecken der Rinde bis auf das Holz mit dem Beinchen etwas ab, damit man mit dem Beinchen weiter herunter fahren, und die beyden Seiten der Rinde so weit hinein ablösen könne, daß das Auge bequem eingeschoben werden kann, wobey man sich aber wohl vorsehen muß, daß diese getheilten und abgelösten Stückchen Rinde nicht auf irgend eine Art durch das Beinchen zerrissen werden. Diese Stückchen dürfen aber auch nicht so weit gelöset werden, als der Schild des Auges lang ist, sondern etwas kürzer, damit der Schild sich selbst noch etwas Luft machen

kann, und alles desto genauer ineinander paßt.

Fr. Wie geschehen die zwey letzten Verrichtungen?

Antw. Wenn man das zugeschnittene Auge einschieben will, faßt man es am Blattstiele, steckt die Spitze oben ein, und fährt damit herunter, beuget es aber oberhalb ein klein wenig herunterwärts, drückt sodann das Auge mit dem Finger ein bischen sachte auf, und schreitet sogleich zum Verband. Hiezu ist der weiße, feine Bast am besten, worin die Kaufleute den Javanischen Kaffee erhalten; diesen wichset man ein wenig mit gelbem Wachs, und umbindet sodann das Reis übers Kreutz, so daß man das anderthalb Spannen lange, und zwey Messerrücken breite Band in der Mitte über dem Auge auf der hintern Stelle so anlegt, daß die Hälfte des

Bandes zuerst den Querschnitt bedeckt, alsdann umschlingt man noch einmal über dem Auge, doch so, daß es frey bleibt, und nicht bedeckt wird, bis der gerade Schnitt unten bedeckt ist, hieraus entsteht ein zweymal überschlungenes Kreutz, wovon das eine vorne auf den geraden Schnitt gerichtet wird, so daß man ihn größtentheils bedecket, doch kann die Rinde hin und wieder durchsehen. Man kann bey dem Okulirauge ziemlich scharf anziehen, herunterwärts aber muß man mit dem Anziehen immer allmählich abnehmen. Man muß allezeit ein Stück vom Stiele des Blattes am Okulirauge lassen, weil man sonst das Auge nicht wohl fassen, und damit umgehen kann; hieran kann man ein Blatt hängen, zum Schutz wider die heftige Sonnenhitze in den übrigen Stunden des Tages. Läßt

man ein halbes Blatt am Stiele des Okulirauges, so kann man daran, wenn dieses abfällt, erkennen, daß das Auge gut angekommen ist; bleibt es aber ganz dürr darauf stehen, so ist das Auge verdorret. Vor dem Okuliren darf an dem Stämmchen oder Aestchen der Krone, das okulirt werden soll, nichts geschnitten werden. In zwey- oder dreyjährigen Stämmchen muß man aufs schlafende, in dießjährige Sommerschosse aber kann man auch aufs treibende Auge okuliren. Bey allen Bäumen, die doppelte Augen haben, nähmlich wo ein Blütheknopf neben einem Holzauge stehet, nimmt man die doppelten Augen zum Okuliren, oder die dreyfachen, wo ein Holzauge zwischen zwey Blüthknöpfen oder umgekehrt steht; alle diese nimmt man lieber, als die einfachen, welche nur ins Holz, jene hingegen mehr auf die

Früchte treiben. Bey einfallendem Regen muß man aber niemahl okuliren; desto besser hingegen geräth es nach einem warmen Regen.

Fr. Was ist sonst noch dabey zu beobachten?

Antw. Die Zeit des Okulirens ist im May und Junius; da treiben die okulirten Stämme noch in demselben Jahre. Die besten Augen dazu sind von frischen Zweigen des nähmlichen Jahres, und von diesen ist wieder das Auge zu wählen, welches röthlich aussieht, und ein Blatt hat.

Das Okulirmesser hat vorne eine lange Spitze, und hinten am Griffe ein kleines Beinchen, um damit die Rinde abzulösen.

Fr. Wann und wie geschieht das Pfropfen?

Antw. Die beste Zeit dazu ist im Frühjahre, wenn keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Der Stamm, den man pfropfen will, muß wenigstens drey Jahre alt, fest eingewurzelt, mittelmäßig dick und gesund seyn, dabey eine glatte Rinde, und kein Moos an sich haben. Das Pfropfreis wird mit einem scharfen und reinen Pfropfmesser geschnitten. Diese werden auf 2, 3, oder 4 Augen abgestutzt, je nachdem das Stämmchen, das gepfropft werden soll, schwach oder stark ist; alsdann wird der Keil zugeschnitten. Zuerst macht man einen Schnitt auf jeder Seite des Reises, nahe neben dem ersten Auge, wobey man sich so einzurichten hat, daß das unterste Auge inwendig hinein gegen die Platte zu stehen komme. Der Keil wird nach Beschaffenheit der Stärke des Stämmchens 1 bis 1½ Zoll

lang geschnitten, und ihm eine nicht zu stumpfe, sondern hübsch keilförmige und geschmeidige Gestalt gegeben. Der Keil muß also scharf, oben ganz gleich, und ohne alle Fasern seyn, auch nach der innern Rinde zu etwas dünner zulaufen; doch muß er nicht dünner geschnitten werden, und unten ganz scharf sich enden, auch ihm oben auf beyden Seiten ein Absatz eingeschnitten werden.

Nun sägt man den Stamm mit der Pfropfsäge an einem Orte, wo die Rinde unbeschädigt ist, so, daß die Oberfläche, welche mit dem Messer glatt gemacht wird, ganz horizontal zu liegen kommt; in die Mitte derselben bringt man mit einem scharfen Pfropfkeilchen einen Spalt, steckt das zurecht geschnittene Pfropfreis in denselben, und fügt es so hinein, daß die beyden Rinden des Stammes und des

Reises genau zusammen passen. Dann zieht man das Keilchen heraus, verbindet alles gehörig mit Weidenbast, und verklebet es mit Baumwachs, damit die Wunde weder vom Regen, noch Sonnenschein getroffen wird. Man kann auch in einem Spalt zwey Reiser, und wenn man bey stärkern Stämmchen zwey Spalten kreutzweis macht, kann man vier Reiser anbringen.

Fr. Geht dieses auch mit schon erwachsenen Bäumen an?

Antw. Man kann auch große und alte Bäume pfropfen, und mit besseren Sorten, als sie bisher trugen, veredeln, wenn man die Aeste da, wo man pfropfen will, mit der Baumsäge absägt, und oben glatt macht, sodann das Pfropfreis in die Rinde schiebt, nachdem man vorher die braune Rinde von dem Pfropf-

reise ganz abgezogen, das Pfropfbeinchen so weit zwischen die Rinde und das Holz hineingesteckt, als der Keil Platz braucht, und selbiges auch wieder herausgezogen hat. Das Reis muß so weit in die Rinde kommen, daß dessen Absatz fest auf der Platte des Stammes aufsitzt, wobey man sich aber in Acht nehmen muß, daß sich die Rinde am Kiel nicht abstreife. Man kann in einen Ast mehrere Propfreiser nach Beschaffenheit seiner Dicke setzen, doch so, daß jeder von dem andern ohngefähr 3 Zoll entfernt stehet. Das unterste Auge jedes Reises muß allemahl gegen die Platte hinein stehend gerichtet werden; auch muß man Zugäste stehen lassen, die man in folgendem Frühjahre wieder wegnimmt, oder auch wohl bepfropfet. Alle im Sommer unter den Pfropfstellen oder am Schafte ausschießende Reischen

müssen mit dem Finger abgedrückt, und überhaupt den Pfropfreisern so eine Stellung gegeben werden, daß sie eine hübsch ins Auge fallende Krone bilden. Auf diese Art kann man die schönsten Sorten Obst von ungewöhnlicher Größe ziehen, wenn man auf solche hohe Bäume die Pfundbirne, oder einen großen, wenn gleich nicht sonderlich guten, Apfel pfropfet, und wenn die Reiser gehörig bekleidet sind, in dieselben wieder die besten Franzäpfel und Birnen, auch Borsdorfer rc. okuliret, welche, ohne daß der Baum wie ein Franzbaum im Schnitt gehalten wird, doch die schönsten Sorten Franzobst von außerordentlicher Größe tragen.

Fr. Wie macht man das Baumwachs?

Antw Man nimmt ½ Pfund gelbes Wachs,

¼ Pf. Harz,

¼ Pf. dicken Terpentin.

Wachs und Harz läßt man untereinander in einem Topf zerschmelzen; den Terpentin aber besonders bloß auf Kohlen vorsichtig zergehen, thut ihn hernach dazu, rührt alles wohl durcheinander, und gießt es endlich in Stangen.

Zum bessern Gebrauch des Baumwachses bey strenger und rauher Witterung muß man freylich, um es beugsamer zu machen, etwas Fett dazu nehmen, welches in $\frac{1}{4}$ Pfund Hammelfett oder Butter bestehen kann. Außerdem aber soll man sich keines Fetts bedienen, weil es die Sonnenhitze in die Poren und Saftröhren der Rinde senken, sie anbrüchig machen, und das Verwachsen und Verwölben hindern kann.

Fr. Was gehören noch sonst für Werkzeuge dazu?

Antw. Das Pfropf= oder Gartenmesser, welches wie ein anderes Messer gestaltet ist, vorne aber eine niedergehende Spitze hat, und am Griffe ein Beinchen wie das Okulirmesser.

2) Die Pfropfsäge. Sie sieht aus, wie eine andere kleine Handsäge, außer daß gleich über der Handhabe ein Stück Eisen mit einer breiten glatten Fläche hervorraget, das man bey dem Spalten des Stammes mit dem Pfropfkeilchen sehr gut zum Schlagen gebrauchen kann.

3) Das Pfropfkeilchen, welches folgende Gestalt hat △, ohngefähr einen Zoll breit, und an einen Stiel befestiget ist, der so gemacht seyn muß, daß man darauf schlagen kann.

Fr. Was ist das Kopuliren?

Antw. Dieses ist eine sehr leichte und geschwinde Art der Baumveredlung. Ein

zu kopulirendes Stämmchen muß wenigstens ein Jahr gestanden, und einen Zweig in der Stärke einer thönernen Tabackspfeife getrieben haben; hat er deren mehrere, die zusammen eine Krone bilden, so kopulirt man sie alle, außerdem kopulirt man bloß den mittelsten, und schneidet die andern weg. Das Veredlungsreis muß mit dem wilden genau von einer Stärke, ohngefähr drey Zoll lang seyn, und nicht über zwey bis drey Augen haben. Wenn die Augen nicht von gleicher Reife sind, so nimmt man allemahl die untersten als die reifsten; doch nehme man ja keine Tragaugen. Ein sehr gutes, langes und völlig reifes Reis giebt einige Kopulirreiser, doch sind die letzten Augen oben an der Spitze allezeit untauglich. Die stärksten Reiser sind allemahl die besten, weil sie am leichtesten

zusammenwachsen. Der Schnitt wird bey Reisern, die nicht über kleinen Fingers dick sind, einen Zoll, bey stärkern etwas länger gemacht, und bekommt die Gestalt eines Rehfußes. Wenn der Schnitt an beyden Reisern gemacht ist, so legt man sie zusammen, und sieht, ob alles aufs genaueste paßt; so lange nun nicht alles genau paßt, wird immer nachgeschnitten, oder neue Schnitte gemacht. Wenn nun die Rinde oben, unten, und an den Seiten aufs genaueste aneinander schließt, so werden die Reiser zusammen gefügt, und aufs engste miteinander verbunden. Das beste Band dazu ist ein aus zehn Fäden breit bestehendes, und mit flächsenem Aufzug und gezwirnten Einschlag verfertigtes, ohngefähr $\frac{3}{4}$ Ellen langes Band, welches so fest, als nur möglich ist, angelegt wird, daß das gute Reis

auch mit der größten Stärke nicht ausgezogen werden kann. Zum Schutz wider die Sonne und Witterung klebt man etwas Baumwachs auf das edle Reis. Die wahre Zeit hierzu ist die letzte Hälfte des Märzes, und die erste des Aprils, und man richtet sich dabey, so wie beym Pfropfen und Okuliren nach jenen Obstarten, welche am zeitigsten blühen, diese werden am ersten, und die später blühenden zuletzt veredelt. Wenn die Augen ohngefähr ½ Zoll getrieben haben, lößt man den Knoten auf, jedoch ohne das Band abzuwinden; vierzehn Tage später hingegen wird das ganze Band aufgewunden, und zugleich die überflüssigen Augen am edlen Reise abgeschnitten, welches bey hochstämmigen Bäumen der Fall ist, da man gemeiniglich nur ein Auge, bey Zwergbäumen hingegen alle mit einander stehen läßt.

Fr. Wie geschieht das Ablaktiren?

Antw. Dieses wird bald bewirkt, wie die Fortpflanzung durch Absenken; man setzt nähmlich im spätern Frühjahre ein wildes Stämmchen in einen Topf, bringt es mit diesem so nahe als möglich an das gute Reis, das man absenken will, und macht ihn an einem Hauptaste so fest, daß er weder weichen noch wanken kann. Dann schneidet man mit einem scharfen Messer die Krone des wilden Stämmchens schräg und glatt weg, und spaltet es so weit, als das Ablaktirreiß hineinkommen soll. Dieses wird von einem Reise des edlen Stammes keilförmig wie ein Pfropfreis zu- jedoch von dem Stamme nicht abgeschnitten; auch muß die Rinde oben noch daran bleiben. Wenn man es nun in den Spalt hineinziehet, so muß es mit dem wilden Stämm-

chen aufs genaueste einpassen; hierauf wird es mit Baumwachs bestrichen; wenn nun das Reis an beyden Bäumen befestiget ist, und zu wachsen anfängt, so schneidet man es behutsam von dem alten Baume ab. Daß zwey auf diese Art mit einander verbundene Bäume der Gewalt des Windes nicht ausgesetzt stehen dürfen, versteht sich von selbst.

Fr. Wie geht man mit dem Versetzen um?

Antw. Diese Veredlungsart findet bey solchen Obstbäumen, die man aus Kernen gezogen hat, ohne alle Verstümmelung statt. Man legt nähmlich die Kerne, oder ganze Früchte, wie oben bey Erzeugung der Obstbäume gezeigt worden, in magern Boden; wenn sie aufgegangen sind, und einen Sommer gewachsen haben, verpflanzt man, sie im folgenden Früh-

jahre in bessern Boden, als sie vorher hatten, im dritten Frühjahre in noch bessern, und so fährt man alle Jahre fort, sie in bessern Boden zu versetzen, bis sich keine Stacheln mehr daran zeigen, welche allemahl das sicherste Zeichen eines noch unveredelten Baumes sind, so wie ein Baum ohne Stacheln ganz gewiß für einen veredelten zu erkennen ist. Ist nun ein so oft versetzter Baum in diesem stachellosen Zustande, so kann man glauben, daß er gut ist, und vollkommen gute Früchte von der Art bringen wird, aus deren Samen er gezogen ist.

Fr. Was ist sonst noch zu beobachten?

Antw. Junge veredelte Bäume werden das erste Jahr in der Baumschule so behandelt, daß man sie nach der Pfropfzeit ordentlich behackt wie Erdbirnen, wo-

bey man das sich etwa gesammelte Unkraut fleißig auszulesen hat, übrigens aber muß man dabey sehr säuberlich verfahren, damit junge gepflanzte Bäumchen nicht etwa an der Wurzel, gepfropfte hingegen an ihrem Pfropfreise verletzt werden.

Hochstämmige Bäume werden nicht leicht, Zwergbäume hingegen allezeit beschnitten.

Wie, wann und wo solches am schicklichsten ist, wird weiter unten gesagt werden.

Auch alte Bäume muß man beschneiden, und zwar zur Zeit, wenn das Laub gefallen, ehe es wieder wächst, wobey man alle dürre, Wasser- und sonst entkräftete Aeste abschneidet, die guten trag baren aber stehen läßt. Dieses nennt man ausputzen.

Fr. Wie vielerley Arten von Obstbäumen giebt es?

Antw. Vier, als: Kernobstbäume, Steinobstbäume, Nußbäume, und Sträuche, weil die meisten Beeren auf Sträuchern wachsen. Folglich giebt es auch viererley Arten von Obst, als: Kernobst, Steinobst, Nußarten und Beeren.

Fr. Welche gehören zum Kernobst?

Antw. Kernobst nennt man alle Obstarten, deren Samen aus mehrern Kernen besteht, welche entweder in einer Kapsel beysammen, oder in der Frucht zerstreut herum liegen, und deren auswendiger Theil zur Speise dienet. Hierher gehören Aepfel, Birnen, Quitten und Mispeln.

Fr. Was ist von den Apfelbäumen zu merken?

Antw. Der Apfelbaum kommt in jedem Gartenlande, vorzüglich aber in

einem guten, fetten, frischen Boden fort, besonders da, wo er die Morgenluft und Mittagssonne genießen kann. Da seine Wurzeln flach laufen, so darf er nicht zu tief gesetzt werden. Man zieht ihn hochstämmig, als Zwergbaum, und auch am Spalier. Hochstämmige Äpfelbäume können auf alle Arten veredelt werden. Wenn man einen hochstämmigen Äpfelbaum aus der Baumschule an seinen beständigen Standort versetzet, muß man darauf sehen, daß man beym Ausheben desselben keine Wurzel beschädige, das Loch, worein er gesetzt wird, nach dem Umfange der Wurzeln passe, und den Baum so setze, daß er genau wieder in die vorige Richtung zu stehen komme, z. B. was erst gegen Morgen stand, muß wieder dahin zu stehen kommen. Das Loch muß auf jeden Fall weiter, als der

Umfang der Wurzeln, und tiefer gemacht werden, als der Baum zu stehen kommen soll. Je nachdem der Boden fester ist, muß auch das Loch verhältnißmäßig weiter seyn. In dieses wird der Baum auf schwerem Boden einen, auf leichtem zwey Zoll tiefer gesetzt, als er vorher in der Baumschule gestanden hat. Die Wurzeln müssen ordentlich ausgebreitet, und keine einwärts gebogen zu stehen kommen. Der Pfahl, woran der Baum gebunden werden soll, wird zugleich mit angesetzt, und eine halbe Hand hoch von der vorher aus dem Loche gegrabenen obern guten Erde darauf geschüttet, und diese fest angetreten, jedoch darf solches, wenn sie feucht ist, nicht so fest geschehen; alsdann kommt eine Schicht gute Modererde als Düngung darauf, und hierauf wird das Loch mit der übrigen heraus-

gegrabenen Erde angefüllt, solche auf der Oberfläche ½ Elle hoch um den Stamm angehäuft und in der Mitte um den Stamm herum eine Rinne gezogen, damit die Feuchtigkeit nicht ablaufe, sondern sich dahinein auf die Wurzel ziehe. Sodann wird der Baum so lange begossen, bis die Erde keine Feuchtigkeit mehr annimmt, sondern solche abläuft. Diese Versetzung muß wenigstens zwey Jahr nach der Veredlung erfolgen. Der Pfahl kann von eichenem, weißbüchenem, Weiden- oder Schwarzholz seyn, und wird mit zähen Weiden, jedoch nicht gleich ganz fest angebunden, und in der Folge fester angezogen. Unter jedes Band, und wo sonst der Baum am Pfahl anliegt, wird Moos untergelegt. Alle Herbste werden die Bäume frisch an die Pfähle angebunden. Alle am Schafte unter der Krone heraus-

wachsende Zweige, welche man Räuber nenn, werden sauber abgeschnitten, von zwey so aneinander, oder so gewachsenen Aesten, daß sie einander im Wuchse hindern, wird der schlechteste weggeschnitten. Jeder hochstämmige Apfelbaum muß von dem andern sechzehn Schritte entfernt stehen. Endlich werden sie mit Ausputzen, Umgraben und Düngen nach Maßgabe dessen, was oben von Veredlung der Bäume gesagt worden, abgewartet. Zwerg-Apfelbäume werden von Jugend auf so unter dem Schnitt gehalten, daß sie nie hoch wachsen können, sondern die mittlere oder niedere Höhe erreichen, die man ihnen geben will. Zu dem Ende müssen alle Aeste, die einen andern Weg nehmen wollen, als den man verlangt, weggeschnitten werden. Man pflegt sie auf Paradies- oder Johannis- auch auf

Quittenäpfelstämme zu veredeln; doch ist jeder aus gutem Kernobst gezogene Stamm, wenn er nur nicht Wurzelschößling, oder von Holzäpfeln ist, hierzu eben so gut, und wegen seiner längern Dauer noch besser, wenn er nur gehörig im Schnitt erhalten wird. Nur zu ganz kleinen Zwergbäumen ist der Paradiesapfelbaum unentbehrlich, weil kein anderer sich so niedrig ziehen läßt.

Bey Veredlung wilder Stämme muß man das edle Reis oder Auge von einer nicht flüchtig wachsenden Art auf einen Wildling von gutem Triebe, und so umgekehrt, veredeln. Bey Zwergbäumen, auf Paradiesäpfel veredelt, muß man mehr auf Holz, bey solchen aber, die auf wilde Aepfelstämme veredelt sind, mehr auf die Frucht schneiden, um das Gleichgewicht zu behalten, weil letztere mehr ins Holz,

erstere hingegen mehr auf die Frucht treiben. Die beste Zeit des Beschneidens ist im März, bis die Bäume ausschlagen, und die besten Sorten zu Zwergbäumen sind alle Arten Franzäpfel. Diese brauchen nach Beschaffenheit ihrer Größe nur vier bis acht Schritt auseinander gesetzt zu werden. Auch am Spalier zieht man Apfelbäume. Diese dürfen mit der Wurzel nicht ganz nahe an der Mauer, sondern wenigstens sechs bis sieben Zoll davon entfernt stehen, und soll bloß der Schaft gegen die Mauer gezogen werden. Bey niedrigen Mauern müssen sie weiter von-, bey höhern enger aneinander gepflanzt werden, auch müssen auf wilde Stämme veredelte weiter voneinander stehen, als die auf Paradiesäpfeln veredelt sind. Jeder Ast muß gehörig angebunden seyn, und nur die Triebe dür-

fen weggeschnitten werden, von denen man vorher sieht, daß man sie nicht zum ordentlichen Anbinden bringen kann. Auch am Spalier sind die Franzbäume die brauchbarsten Sorten. Man setzt sie im Herbste, bedeckt die Wurzeln den Winter über mit Mist oder Laub, und bindet sie im Frühjahre an Stöcke, bis sie die gehörige Größe erreichen, um an die Spalierlatten gebunden zu werden.

Fr. Welche sind die vornehmsten Aepfel-Sorten?

Antw. Die Calville, die Reinetten, die Borstorfer, die Kanten- Spitz- Platt- und Kugeläpfel, welche alle wieder verschiedene Abarten unter sich haben.

Fr. Wie wird der Birnbaum behandelt?

Antw. Dieser wird ebenfalls wie der Apfelbaum, hochstämmig, als Zwerg-

baum, und am Spalier gezogen. Die Birnbäume vertragen auch allen Boden, doch ist ein warmer und trockner der zuträglichste. Sie werden in Rücksicht der Erzeugung, Fortpflanzung, Veredlung, Versetzung, Schnitt und übrigen Wartung eben so behandelt, wie die Apfelbäume. Zwergbirnen werden eben wie die Zwergäpfel am besten auf gut aus Kernen gezogene Wildlinge, außerdem aber auch besonders in nassem Boden auf Quitten- Birnenstämme veredelt. Ueberhaupt sind alle Arten von Franzbirnen die besten zu Zwergbäumen; vorzüglich aber die Sommer- und Herbstsorten, so wie man am Spalier lieber Winterbirnen nimmt.

Fr. Was giebt es für verschiedene Arten von Birnen?

Antw. Die Winterbirnen, und unter diesen vorzüglich die virgouleuse, und Winter-longue.

2) Die Herbstbirnen, und darunter vorzüglich die beurre blanc, beurre gris, die Jungferbirne und der Isenbarth.

3) Die Sommerbirnen, und unter diesen vor andern die Franz-Madame, die Muskatellerbirne, und die Zukratenbirne.

4) Die Bergamotten, und

5) die Wirthschaftsbirnen, als: die Pfundbirne, die Ebisbirne u. a.

Fr. Was fordert der Quittenbaum?

Antw. Dieser ist von Natur ein Zwergbaum, und kann alle Witterung, nur nicht heftige Kälte ertragen. Er verlangt einen guten, warmen und nicht zu leichten Boden, und viel Sonne. Da er seine Blüthen und Früchte an den Spitzen der Zweige hat, so darf man diese

nicht verschneiden. Zwergbaum ist er von Natur, und am Spalier wiederfährt ihm die gewöhnliche Behandlung; will man ihn aber hochstämmig ziehen, so muß man ihn von seiner ersten Jugend an recht fest an einen geraden Pfahl binden, und alle Nebenschößlinge abschneiden. Er wird gleich anderm Kernobste fortgepflanzet und behandelt, doch ist die bequemste Fortpflanzungsart durch Wurzelausläufer, deren überhaupt jährlich die Quittenbäume in Menge treiben, und die man ihnen niemahl lassen muß, weil sie ihrem Hauptstamme den Nahrungssaft entziehen. Will man sie durch gesteckte Kerne fortpflanzen, so darf dieses nicht im Herbste, sondern muß allezeit im Frühjahre geschehen, auch müssen sie vorher in frisches Wasser einige Stunden

eingeweicht, und mit einem reinen Tuche wieder abgetrocknet werden.

Fr. Giebt es von diesem Obst auch mehrere Arten?

Antw. Sie theilen sich nur in Quittenäpfel und Quittenbirnen, die einander in der Behandlung und Benutzung völlig gleich sind?

Fr. Was ist der Mispelbaum?

Antw. Er ist von Natur ebenfalls ein Zwergbaum, und wird leicht zum Strauche, wenn er nicht von Jugend auf sorgfältig angebunden wird. Er verlangt einen feuchten Boden, und wenig Sonne. Er wird in allem dem Quittenbaume gleich behandelt; jedoch ist zu merken, daß man ihn auch durch abgeschnittene Reiser fortpflanzen kann, die man vier und zwanzig Stunden ins Wasser stellt, und hierauf so tief in die Erde pflanzt, daß nur eini-

ge Augen hervorstehen. Die Mispeln können nicht eher genossen werden, bis sie teig sind, und dürfen nicht eher abgeschnitten werden, bis sie reif sind; hernach muß man sie so lange auf Stroh legen bis sie eßbar werden.

Fr. Giebt es auch davon mehrere Arten?

Antw. Es giebt zwey Sorten Mispeln, nähmlich mit und ohne Kerne, und eine schlechte Abart, welche man die Azerole nennt.

Fr. Was nennt man Steinobst?

Antw. Alles Obst, dessen Same aus einem einzigen harten Kerne oder Steine besteht, wovon die fleischartige Hülle zur Speise dient. Hierunter rechnet man Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche.

Fr. Wie behandelt man den Kirschbaum?

Antw. Er geräth in jedem Boden, liebt aber vorzüglich trocknes Land. Man hat saure und süße Kirschen, welche letztere so groß wie Eichen, die sauern hingegen nicht hoch wachsen. Kirschen werden fortgepflanzt und veredelt, wie anderes Obst; doch braucht man dazu nicht gerade lauter aus Kernen selbst gezogene Stämme, sondern man kann alle wilde Kirschbäume, wenn es nur keine Wurzelschößlinge sind, gebrauchen. Saure Kirschen kann man auf alle Arten von Kirschwildlingen, süße hingegen darf man nicht auf saure bringen, weil dadurch der Geschmack verderbt wird. Saure Wildlinge erkennt man an ihren dunkelgrünen, kleinen, ausgezackten Blättern, und dunkelgrauen Schäften; die süßen hingegen haben hellgrünes Laub, große ausgezackte Blätter, lichtere Schäfte, und stärkere Zweige. Da die

jungen Kirschbäume keinen Frost ertragen können, so ist das Pfropfen der Kirschbäume nicht wohl, hingegen vielmehr das Okuliren um Johannis, und das späte Kopuliren im Oktober zu empfehlen. Sie werden am besten im Herbste versetzt.

Fr. Was giebt es für Arten von Kirschen?

Antw. Dunkelsaure mit färbendem Safte, als: die spanische Weichsel, die große Ostheimer Weichsel 2c.

2) Saure hellrothe Kirschen, deren Saft nicht färbet, als: die Ammer, die Glaskirsche 2c.

3) Herzkirschen von verschiedener Größe und Farbe, und

4) runde süße Kirschen, als: die verschiedenen Arten von May= und Knorpelkirschen.

Fr. Wie wird der Pflaumenbaum behandelt?

Antw. Dieser verlangt einen guten weder zu nassen noch zu trocknen Mittelboden, und einen gemäßigten, doch mehr warmen als kalten Standort. Da die Pflaumenbäume immer nur eine mittelmäßige Größe haben, so brauchen sie auch nicht so weit auseinander gesetzt zu werden, als andere hochstämmige Obstbäume. Man kann die Pflaumen auf alle vorher beschriebene Arten wie andere Obstbäume fortpflanzen, veredeln und versetzen, ja man kann sie sogar durch bloßes Beschneiden der ersten Triebe durch einige Jahre nacheinander verbessern. Wenn man Pflaumenbäume sechs bis sieben Ellen auseinander setzet, und so behandelt, wie bey den Pfirsichen und Aprikosen gelehrt

werden soll, so kann man sie auch am Spälier ziehen.

Fr. Welche Arten von Pflaumen giebt es?

Antw. Die gewöhnlichen blauen Pflaumen oder Zwetschken, mit ihren unterschiedlichen bessern und schlechtern Arten.

2) Die Marunken, welche roth von Farbe und vielerley Arten sind.

3) Die Spillinge, gelb von Farbe und verschiedener Güte; und

4) die Schlehen, welche sich dadurch von andern Pflaumen unterscheiden, daß sie rund sind, und das Fleisch sich nie ganz vom Kerne ablösen läßt. Diese sind wieder sehr verschiedener Arten; man hat die kleinen Schlehen, so auf Dornen, größere gemeine Schlehen, so auf Bäumen wachsen, Haberpflaumen, gepfropfte Schlehen, und die kleine und große, grüne,

rothe, blaue und gelbe Reine claude, oder Ungarische Pflaumen, welche alle zum Schlehengeschlechte gehören.

Fr. Wie wird der Aprikosenbaum gezogen?

Antw. Er braucht einen guten, trocknen und warmen Boden, und sehr warmen und sonnenreichen Standort. Er kann sehr wenig Kälte ertragen, daher die Aprikosenbäume in starken Wintern oft, und die schönen aber sich sehr zeitig zeigenden Blüthen bey späten Nachtfrösten noch öfter erfrieren. Die Aprikosenbäume müssen daher der Morgensonne nicht sehr ausgesetzt seyn, damit sie theils nicht so zeitig treiben, theils auch nach einem Nachtfrost von der Sonne nicht gleich wieder aufgethauet werden können, weil dadurch ihre starken Gefäße zu geschwind ausgedehnt, sehr leicht zerspringen, und

die Bäume davon eingehen können. Diesem vorzubauen, thut man wohl, nach einem Nachtfrost im Frühjahre die Aprikosenbäume und Blüthen, ehe sie von der Sonne beschienen werden können, mit einer Gießkanne zu besprengen, und an Spalieren dieselben bey zu vermuthendem Froste, so wie den ganzen Winter hindurch mit Strohmatten zu bedecken.

Man veredelt sie auf Pflaumen und Schlehen, auch auf ihre eigene aus Kernen gezogene Wildlinge; jedoch sind letztere weit weicher, und können bey weitem nicht so viel Kälte ertragen, als die ersten Sorten. Das Pfropfen ist wegen der Weichlichkeit dieser Bäumchen nicht, wohl aber das Okuliren und Kopuliren im Herbste anzurathen. Die meisten Aprikosen werden am Spalier gezogen. Will man aber

einen hochstämmigen Aprikosenbaum haben, so muß man ihn in die Kronenäste eines bereits hocherwachsenen Pflaumenbaumes okuliren; er muß aber so viel als möglich vor Sturm- und Nordwinden gesichert stehen. Spalierbäume dieser Art setzt man am liebsten gegen Abend zu, oder allenfalls unter Beobachtung obiger Vorsichtsregel gegen Morgen, weil sie gegen Mittag zu viel, und gegen Mitternacht zu wenig Wärme genießen.

Man pflanzt solche Bäume im Oktober an die Spaliere sieben bis acht Ellen weit auseinander, und vier bis fünf Zoll weit von der Mauer, bindet sogleich nach dem Pflanzen die Aeste an die Mauer, und bedeckt die Oberfläche der Erde mit gutgefaultem kurzen Miste, wovon jedoch nichts an die Stämme kommen darf; diesen gräbt man bey eintretender warmer

Witterung unter, oder schafft ihn weg. Hierauf beschneidet man die jungen Bäume so, daß man vier bis fünf Augen über dem Okulirauge stehen läßt, die schiefe Seite des Schnittes nach der Wand zu anbringt, und mit Baumwachs bestreicht, auch während dieses Geschäfts den Fuß am Baume auf die Wurzel setzt, damit diese nicht locker werde; hierauf werden die Wurzeln mit verkehrt gelegten Rasenstücken belegt, und bisweilen des Abends mit weichem Wasser begossen. Neu getriebene Zweige bindet man sogleich wieder wagerecht an. Im Herbste schneidet man die vorwärts ausgewachsenen Zweige ganz weg; die andern aber beschneidet man so, daß man starke Zweige acht bis zehn Zoll, schwache hingegen fünf bis sechs Zoll lang stehen läßt. Dieses Verfahren wird alle Jahre wiederhohlt.

Beym Abnehmen der Aprikosen ist zu merken, daß solches geschehe, wenn sie nur am Stiele und noch nicht oben weich sind, sondern daß man sie erst auf dem Stroh weich werden läßt.

Fr. Wie will der Pfirsichbaum gepflegt seyn?

Antw. Er liebt einen guten trocknen und auch mit etwas Lehm vermischten Boden, und eine eben solche Lage wie der Aprikosenbaum, dem er auch in allen Stücken gleich behandelt wird. Will man Pfirsichbäume an Orte pflanzen, wo nicht der beste Boden ist, so giebt man ihnen eine Düngung, die aus ausgestochenem Rasen Kalk und Asche bestehet, welche wohl durcheinander gearbeitet und zusammen vermischt sind, und so eine gute Erde geben, welche man Anfangs Septembers dahin bringt, wo die Pfirsichbäume hin zu

stehen kommen sollen, nachdem man vorher die daselbst befindliche schlechte Erde eine Elle tief ausgeworfen, und dann zu seiner Zeit die jungen Pfirsichbäume hineinsetzet. Man kann dieses Verfahren auch bey Aprikosen und guten Spalierbäumen anwenden. Die Pfirsiche werden später als die Aprikosen, zu Anfang des May, beschnitten. Die Pfirsiche bestehen aus zwey Haupt- und diese wieder aus verschiedenen Nebenarten, ohngefähr auf diese Art:

Pfirsiche

rauhe.		glatte, oder violette, wegen ihrer Purpurfarbe, auch Blutpfirsiche.			
Einfärbige, die ganz grünlich sehen.		Gefärbte, die mitunter roth schattiren.	Mit schmelzendem Fleische.	Mit an dem Kern liegendem Fleische.	
Mit schmelzendem Fleische.	Mit hartanliegendem Fleische.			Mit hartem Fleische.	Mit weichem Fleische.

Fr. Welche Bäume gehören zu dem Nußgeschlecht?

Antw. Hierher rechnet man die wälschen Nüsse, Haselnüsse und Kastanien; also hat man wälsche Nußbäume, Haselstauden und Kastanienbäume.

Von diesen Früchten wird der Kern gegessen, und die ganze Frucht zum Samen gebraucht.

Fr. Wie wird der wälsche Nußbaum gepflegt?

Antw. Dieser ist so groß und stark, als eine Eiche, hat eben so viel Laub, und so große und starke Wurzeln, als jene. Er ist von langer Dauer, und kommt in jedem, nur nicht in sehr nassem Boden fort. Er hat ein sehr schönes und für Tischler gut zu gebrauchendes Holz. Er grünet und blühet unter allen Obstbäumen am spätesten. Die Reife der Nußarten erkennt man daran, wenn die äussere grüne Schale aufspringt. Der Nußbaum muß erst zu einer

gewissen Größe gelangt seyn, ehe er Früchte trägt. Er sowohl, als seine Knospen und Blüthen können wenig Kälte ertragen, daher letztere bey dem geringsten Nachtfroste leicht erfrieren, erstere aber zwar selbst nicht so leicht erfrieret, doch durch starke Fröste auf ein, oft auch auf mehrere Jahre unfruchtbar wird. Im Felde oder im Küchengarten würden die Nußbäume durch ihre starke Wurzeln den Feld- und Gartenfrüchten die nöthigen Kräfte, so wie durch ihr vieles Laub in einem Obstgarten die Einwirkung der Sonne rauben, daher sie am besten an den Zäunen und Mauern der Gärten, auch auf freyen Plätzen und an Wegen stehen.

Sie werden durch Stecken der ganzen Nuß im Herbste mit, im Frühjahre ohne die grüne Schale fortgepflanzt, und nach zwey Jahren aus der Baumschule auf ihren künftigen Standort versetzt, wobey bloß die

Pfahlwurzel etwas, sonst aber am ganzen Baume nichts verschnitten wird. Sie werden weder veredelt, noch beschnitten, auch nicht, wie andere Bäume, umgegraben oder gedüngt, sondern bloß im Herbste von dem daran befindlichen dürren Holze befreyet. Sie werden nicht, wie anderes Obst abgenommen, sondern bloß mit einem Stocke abgeschlagen, welches zur künftigen Fruchtbarkeit der Bäume beytragen soll. Man darf die Nüsse nicht eher abschlagen, bis sie, wie gesagt, reif sind; dann breitet man sie auf Stroh aus, bis die grüne Schale sich mit einem Messer leicht ablösen läßt; diese wird gleich abgenommen, weil sie leicht faulet. Wenn die grüne Schale herunter ist, muß man die Nüsse wieder ausbreiten, weil sie sonst schwarzfleckig werden. Würden welche fleckig, so muß man sie waschen, und wieder trocknen. Man kann sie auch in der grauen Schale

bis Weihnachten gut erhalten, wenn man sie gleich vom Baume mit derselben, wenn solche nicht aufgesprungen, schichtweise in ein Gefäß zwischen feuchten Sand legt. Um sie bis im Februar oder März wohlschmeckend zu erhalten, legt man sie, wenn sie aus der grünen Schale, und völlig ausgetrocknet sind, in einen weitläufig geflochtenen Korb schichtweise in Sand, bedeckt sie auch mit solchem Sande, und läßt sie so allen Wirkungen der Witterung ausgesetzt, im Freyen stehen. Sie werden sich dann Ende Februars schälen lassen, und so gut schmecken, als zu Michaelis; jedoch darf man sie nicht länger li gen lassen, weil sie sonst keimen würden. Nüsse, die man einmachen will, werden in den ersten Tagen des Junius ganz behutsam mit der Hand abgenommen, damit sie nicht fleckig werden. Unter allen wälschen Nüssen zeichnet sich

die Pferdenuß durch ihre Größe, aber oft sehr kleinen Kern aus.

Fr. Wie wächst die Haselstaude?

Antw. Auf dieser wachsen die Haselnüsse wild, und werden ziemlich hoch, so, daß sie auch gleich anderem Buschholze abgehauen werden, und an der Wurzel wieder ausschlagen. In Gärten kann man sie an Spalieren ziehen, und damit die gegen Mitternacht gelegenen Wände bekleiden, weil sie jede Witterung, so wie jeden Boden vertragen können. Mit vieler Mühe und Fleiß kann man auch allenfalls einen hochstämmigen Baum daraus ziehen, dessen Fruchtbarkeit aber geringe, und von keiner Dauer ist. Man kann sie durch Wurzelschößlinge, auch durch Ableger, imgleichen aus Samen ziehen, wenn man die dazu bestimmten Nüsse bis in den Februar in Sand legt, und sie dann zwey Zoll tief stecket,

die jung davon erwachsenen Reiser aber zur gehörigen Zeit weiter verpflanzet.

Fr. Was giebt es für Arten von Haselnüssen?

Antw. Die vorzüglichsten sind die Lambertsnuß und die Zellernuß. Diese kann man auch auf gewöhnlichen Hasel-Stauden veredeln, wenn man ein junges Stämmchen hoch wachsen läßt, und in einer Höhe von einigen Ellen entweder den ganzen Gipfel wegschneidet, oder darauf pfropfet, oder es am Gipfel Zweige treiben läßt, und in diese okulirt, so kann man sie auch in niederer Höhe, wie auch ganz niedrig zum Spalier veredeln.

Fr. Wie behandelt man den Kastanienbaum?

Antw. Dieser wird durch die Frucht fortgepflanzt, die man im Frühjahre ohne die stachlichte Schale steckt. Nach ein Paar Jahren wird der Baum mit Abschnei-

den der Pfahlwurzel und aller Nebenzweige versetzt. In der Baumschule sowohl, als auf seinem Standorte muß man alle Seitenzweige von Zeit zu Zeit abschneiden, weil er sonst gerne in einem Strauch ausartet.

Fr. Wie vielerley giebt es Kastanien?

Antw. Es giebt wilde und gute. Auch die wilde ist nützlich; denn ihre Blätter sind ein gutes Futter für die Ziegen, und die Früchte für die Kühe, Schafe und Pferde. Nachdem sie beyder Schalen beraubt sind, giebt man sie dem Rindvieh gestampft, entweder allein, oder mit anderem Stampffutter gemischt. Sie vermehren die Milch, und sind ein gutes Verwahrungsmittel wider die Viehseuche. Auch zur Mastung sind sie sehr gut; man dörret sie zu diesem Ende im Backofen, schält und schrotet sie, und kann mit einigen Schäffeln einen Ochsen in 10 Wochen fett machen. Für die Schafe sind sie ebenfalls ein sehr

gutes Futter, auch wider die Fäule zu empfehlen; wenn man ihnen wöchentlich einige mahl davon giebt, schaden ihnen weder Nebel, Reife, noch faule Winde; auch helfen sie für die wirklich schon eingetretene Fäule, wenn man die Schafe täglich, früh und Abends, damit füttert. Mit Knoblauch vermischt, helfen sie für Räude und Pocken. Bey Pferden sind sie gemahlen und mit Kleyen vermischt ein Mittel wider den Haarschlag, und alle damit verbundenen Uebel. So ist auch das Holz des wilden Kastanienbaumes für Tischler sehr brauchbar, und da er noch überdieß ein schönes Ansehen, schöne Blüthen hat, und alle Jahre fruchtbar ist, ist dessen Anbau sehr zu empfehlen.

Die gute Kastanie ist bey uns nur im Handel bekannt, und zweyerley: Die ordinäre kleine Kastanie und die Marone. Man kann sie aus Samen, oder auch durch

Okuliren in wilde Kastanienstämme ziehen, wozu man die Augen von Sommerschossen guter Kastanienbäume nimmt. Sie werden dann den wilden Kastanienbäumen in allem gleich behandelt.

Fr. Welche sind Beerenfrüchte?

Antw. Beeren sind solche Früchte, welche zur Speise dienen, und worin nur ganz kleine Samenkörner, in der ganzen Frucht zerstreuet, befindlich sind. Nur wenige wachsen auf Bäumen, die meisten aber auf mehr oder weniger hohen Sträuchen.

Fr. Wie vielerley Arten giebt es?

Antw. Die Johannisbeeren, die Stachelbeeren, die Feigen, die Himbeeren, die Hahnbutten, die Hollunderbeeren, die Erdbeeren, die Berberis- und andere wildwachsende Beeren; auch die Wein- und Maulbeeren.

Fr. Was ist mit dem Johannisbeerstrauch zu thun?

Antw. Er ist zwar an sich ein Strauch, kann aber auch, wenn man ihm im Frühjahre die Wurzeln und Seitenschosse sorgfältig abnimmt, ein 3 bis 4 Ellen hoher Baum werden, und gedeiht verhältnißmäßig in jedem Boden, im lockern aber am besten. Er wird durch Wurzelausläufer Ableger und junge Zweige fortgepflanzet, die man ihm eine halbe Elle lang abschneidet, und bis auf ein Drittel der Länge im Frühjahre oder Herbste in die Erde steckt. Auch kann man alte Johannisbeersträuche, die in ihrem Ertrage zurückgehen, wie Buschholz von der Erde abhauen, da sie auch wie dieses aus der Erde wieder erwachsen, und man den Busch entweder so auswachsen, oder durch Abschneiden der Seitenschosse in einen Strauch oder Baum verwandeln kann.

Fr. Giebt es mehrere Arten dieser Beere?

Antw. Es giebt rothe, weiße, fleischfarbene und perlfarbene, auch noch eine Abart, schwarze virginische genannt, welche aber klein, mit vielen Körnern und wenigem Saft versehen, auch schlecht von Geschmack sind; dann eine andere Abart schwarzer Johannis= auch Gichtbeeren genannt, weil das Holz als ein Mittel wider die Gicht gebraucht wird. Die Beeren welche nicht zum Essen taugen, werden bloß in die Apothecken verkauft.

Fr. Was ist der Stachelbeerstrauch?

Antw. Er wird ganz behandelt, wie der Johannisbeerstrauch, muß aber, wenn er zum Baume wachsen soll, noch öfter seiner unregelmäßigen und unnützen Zweige beraubt werden, als jener. Man hat

weiße grüne und rothbraune Stachelbeeren.

Fr. Was ist vom Feigenbaume zu merken?

Antw. Er hat in unsern Ländern nur den Namen Baum; denn er wächst eigentlich im Lande als Staude, und bloß in den Gewächshäusern kann er die Höhe eines Baumes, aber nie so viel Stärke erlangen, daß er frey stünde, ohne angebunden zu werden, welches letztere ihm allemal wiederfahren muß. Er ist der einzige Baum, der keine sichtbare Blüthe hat; aber er ist sehr fruchtbar; denn er treibt das ganze Jahr Früchte, wovon aber die wenigsten reif werden, und die übrigen verderben; nur in Gewächshäusern kann man sie erhalten, da man denn zu aller Zeit, der Baum mag grün seyn, oder nicht, grüne, halb- und ganz reife Früchte darauf antrifft. Der

Feigenbaum im Lande verlangt einen warmen und trocknen Boden, und einen vor den Nord= und Westwinden gesicherten, der Morgen= und Mittagssonne aber ausgesetzten Ort. Im Winter muß man ihn mit Stroh umwinden, und von unten die Erde so hoch als möglich anhäufen. Er wird durch Ableger und durch Stecklinge, nähmlich zweyjährige Zweige in gutes, warmes Land gesteckt und fortgepflanzt.

Fr. Wie zieht man den Himbeerstrauch?

Antw. Er ist ein schwacher Strauch von wenig Trieben, der auch wild wächst, und sich durch Wurzelschößlinge bis ins Unendliche vermehrt. Er kömmt überall fort, und man muß ihn auf den unnützesten Platz des Gartens bringen. Doch kann man ihn auch am Spalier ziehen; überall aber, er stehe wo er wolle, muß

man nicht sowohl auf seine Fortpflanzung, sondern vielmehr seine zu starke Vermehrung, auf Vertilgung der überflüssigen Wurzelausläufer bedacht seyn, weil sonst der ganze Garten bald zur Himbeerhecke werden könnte.

Fr. Was ist der Hahnbuttenstrauch?

Antw. Dieser, auch Haynbuttenstrauch genannt, gehört eigentlich zum Rosen-Geschlechte. Er wächst wild; aber auch im Garten. Wenn er den Rosensträuchen gleich gepflegt wird, trägt er größere und bessere Früchte. Er wird durch Ableger und Wurzelschößlinge fortgepflanzt, von welchen letztern man bald eine Menge bekommen kann, wenn man einen alten Stock im Herbste abhauet, wie Buschholz, da man im Frühjahre sehr viele zu verpflanzende Sommerlatten finden wird. Man kann die Hahnbutten auch auf die wilde,

sogenannte Hundsrose okuliren, wozu man einen hübschen geraden Stamm dieser Art erwählet, so wird ein zwar nicht starkes, aber doch einige Ellen hohes und gerades Bäumchen daraus werden.

Fr. Was ist mit dem Hollunderstrauch zu thun?

Antw. Der Hollunder, auch Flieder-, Schibickenstrauch genannt, wächst selbst im unfruchtbarsten Boden, ja sogar auf Mauern, und wo ein Vogel einigen Samen davon hinträgt. Man muß nicht sowohl auf seine Vermehrung, als auf seine Ausrottung bedacht seyn, weil er sich von selbst auf eine erstaunende Weise vermehrt.

Fr. Wie kömmt der Erdbeerenstrauch fort?

Antw. Dieser hat am liebsten einen feuchten Thonboden, und kann kein trocken Land ertragen. Er wächst häufig wild,

trägt aber bey ordentlicher Abwartung im Garten größere Früchte. Man versetzt sie im zeitigen Herbst, damit sie sich vor dem Winter noch gehörig bestocken können. Man braucht die Erdbeeren größtentheils zum Einfassen der Gartenbeete und Rabatten, wobey man ihnen aber im Frühjahre, Sommer und Herbste, die Seitenausläufer fleißig abnehmen muß, damit sie sich nicht zu weit ausbreiten. Sie werden durch Wurzelausläufer fortgepflanzt; den ersten Winter werden sie mit Mist oder Laub bedeckt. Man hat rothe und weiße Holzerdbeeren, eben solche Gartenerdbeeren, Monathserdbeeren, und noch eine besonders wohlschmeckende Art von grünlicher Farbe, Ananas-Erdbeeren genannt.

Fr. Was ist der Berberisstrauch?

Antw. Er wächst wild, und wird auch Berbisbeerstrauch genannt. In Gärten be-

handelt man ihn wie den Stachelbeer-strauch, und gebraucht ihn besonders zu Hecken und lebendigen Zäunen.

Die Wein- und Maulbeere bedürfen zur Zeit hier zu Lande noch keiner besondern Bemerkung.

Achtes Kapitel.

Von dem Viehstande bey einer Landwirthschaft.

Frage.

In wie fern ist der Viehstand im Verbande mit einer Landwirthschaft?

Antw. Als Bedürfniß und als Hilfsmittel, und hält also gleichen Schritt mit

der Landwirthschaft. Je besser diese, desto größer und besser ist der Viehstand.

Fr. In wie fern ist er Bedürfniß, und in wie fern Hülfsmittel?

Antw. Das Zugvieh ist zum Bearbeiten der Felder unentbehrlich, und muß zugleich mit dem übrigen Vieh den nöthigen Dünger schaffen. Endlich wirft auch das Vieh viele Nebennutzungen ab, welche die Einkünfte der Landwirthschaft sehr erhöhen, als z. B. Milch, Schmalz, Jungvieh 2c.

Fr. Welche sind die Hauptgrundsätze bey dem Viehstande?

Antw. Ein guter Viehstand hängt von der Gattung (Race), der guten Pflege und angemessenen Fütterung ab. Es verhält sich mit den Thieren, wie mit den Pflanzen; wie die Race, so die Zucht. Man muß also darauf sehen, immer Springvieh von vorzüglich guter Art zu erhalten. Zu

kleine kümmernde Pferde werden nie einen stolzen, muthigen Holsteiner-Hengst erzeugen.

In Hinsicht der Pflege fordert jedes Vieh außerordentliche Reinlichkeit, nähmlich öfteres Waschen, Striegeln, gutes Streulager und einen luftigen Stall.

Fr. Ist es also dem Vieh nicht dienlich, es auf die Weide zu schicken?

Antw. Die Weide ist ein wilder Zustand. Zum bessern Gedeihen fordert das Thier, wie der Mensch, ein Obdach. Seitdem die Thiere zahm gemacht, und zur Veredlung übernommen sind, gehören sie nur in den Stall; nur da, und nicht unter Wind und Wetter und mühsamen Futtersuchen auf freyer Weide nehmen sie zu. Jedes Vieh, im Stalle gezogen, wird um zwey Drittel besser und nützlicher seyn, als das Weidevieh.

Fr. Was versteht man unter dem angemessenen Futter?

Antw. Nach Verschiedenheit der Art hat jedes Vieh eine größere Neigung zu dieser oder jener Pflanzen-Nahrung, gedeiht dadurch mehr; also muß man durchaus solches Futter wählen, und einzelne Grundstücke, z. B. für Pferde, andere für Kühe, wieder andere für Schafe damit bestellen, und so die Fütterung abgesondert halten.

Fr. Was rechnet man für Arten zum Viehstande der Landwirthschaft?

Antw. Hierher gehören Pferde, Ochsen, Esel, Rindvieh, Schweine, Schafe, und Federvieh.

Fr. Was haben die Pferde für Eigenschaften?

Antw. Sie sind das beste Zugvieh. Zur Erzeugung muß der Hengst wenigstens

5 Jahr, und die Stutte 4 Jahr alt seyn, keines aber über 12 Jahr haben. — Selbst die Springhengste müssen immer im Stalle bleiben. Die Stutten sind gemeiniglich vom April bis Ausgang Juny hitzig; eine Stutte geht 11 Monathe und einige Tage, und die Füllen dürfen nicht über 5 bis 6 Monathe gesäugt werden. Den Hengst soll man nur alle zwey Tage einmal springen lassen. Am Ende jedes Sprunges erkennt man an der Bewegung der Schweifrübe die vollbrachte Besamung. Hierauf muß man die Stutte öfters in die freye Luft führen. Die Zähne, Haare und die Gruben über den Augen geben das Alter der Pferde an; Schönheit aber und Gesundheit lassen sich an dem äussern Baue und genauer Forschung nach allen Theilen bey Versuchen im Einspannen und Laufen erkennen.

Die meisten Landwirthe halten selbst Stutten zu Ackerpferden, und lassen sie über das andere Jahr belegen, um den Abgang an Pferden sich selbst zu ersetzen. Ein Arbeitpferd soll täglich einen Bündel Heu von 12 Pfund, einen Bündel Stroh und 3 Mäßel Haber, oder im Durchschnitte 10 bis 12 Pfund Haber, und beyläufig 15 Pf. Heu in drey bestimmten Mahlzeiten haben. Zum Heu wählt man die angemessenen Futterkräuter, vorzüglich Kleearten, aber selten frisch rc. Auch ist es wohlgethan, wenn man den Haber mit andern Körnerfrüchten, als Gerste rc. mischt, oder auch Brod giebt. Um die Pferde immer gesund zu erhalten, muß man sie niemahl zu sehr übertreiben, und wenn sie ausgespannt sind, nicht sogleich füttern, oder nach aufgezehrtem Futter sogleich wieder zur Arbeit anstrengen, kurz: es geht bey den Thieren, wie bey

den Menschen, und durch Beobachtung und Nachdenken kann man sich also die nöthigen Vorsichtregeln immer selbst abziehen.

Fr. Wozu dienen die Ochsen?

Antw. Sie sind ein noch nützlicheres Zugvieh, als selbst die Pferde. Schon im Ankaufe kosten diese um $\frac{2}{3}$ mehr, als die Ochsen, und fordern um $\frac{3}{4}$ mehr zu ihrem Unterhalte. Welch ein Unterschied also! Ein guter Zugochs muß weder fett, noch mager seyn; er soll große wohlbehangene Ohren, große, starke und wohlstehende Hörner, große, schwarze Augen, eine breite Stirne, wohlgeöffnete Nasenlöcher, schwarze Lippen, weiße Zähne, einen starken Hals, breite Schultern und Brust, kurze, dicke, geradstehende Füße, und an denselben kurzes und schwarzes Horn, einen großen Bauch, einen geraden und vollen Rücken, und einen langen und wohlbewachsenen

Schweif haben. Im dritten Jahre kann man ihn allmählig zum Ziehen abrichten; und ihn bis ins achte Jahr zur Arbeit, hernach aber zum Mästen und Schlachten gebrauchen. Der Ochs arbeitet gewöhnlich 8 Stunden, wie das Pferd, und braucht keinen Haber, sondern nur Stroh und Heu d. i. gute Futterkräuter, sonst aber auch gute und reinliche Pflege. Weil die Ochsen in heißen Sommertagen sehr von dem Stiche der Insekten leiden, soll man sie vor dem Anspannen mit Wasser waschen, worin Wallnußblätter oder Nußschalen gekocht sind, oder man läßt Lorbeerblätter in Oel sieden, und bestreicht sie damit am Halse, Brust und Kopf. Um die Ochsen zu mästen, muß man ihnen nicht übermäßig, sondern nahrhaft zu fressen geben. Das vorzüglichste Mastfutter sind Wicken, und die im Getreide wachsenden wilden, oder soge=

nannten Vogelwicken, gutes Heu, viel Salz (Küchensalz oder Salpeter) und ein vernünftiges Tränken mit Wasser, worin Gerstenschrot aufgelöset worden.

Die Fütterungsordnung ist folgende: Sobald das Mastvieh die erste Portion Heu verzehrt hat, folglich kaum halb satt ist, wird es mit Wasser, von dem die Kälte abgeschlagen, und worin man auf den Eimer ein Paar Hände voll Gerstenschrot gerührt hat, getränkt; nach der Tränke bleibt es so lange ohne weiteres Futter, als es wiederkauet, und das mit Wasser vermengte Heu zur fernern Verdauung geschickt macht. Sobald das Wiederkäuen aufhört, giebt man vier Hände voll geschnittene, zahme oder wilde Wicke mit einer Handvoll halb gemeinen, und halb Salpetersalzes angefeuchtet. Wenn es Schrot und Salz ausgeleckt hat, wird wieder eine Portion Heu

gegeben, und wenn dieses aufgezehrt ist abermahl mit obigem Getränke getränkt, das Wiederkauen abgewartet, und Schrot und Salz wiederhohlt, und mit dieser Fütterung und Tranke wechselweise fortgefahren, und so werden die Ochsen in Zeit von 6 bis 8 Wochen fett seyn, und dieß zwar um $\frac{2}{3}$ wohlfeiler, als nach der gewöhnlichen Mästungsart.

Fr. In wie fern gehören die Esel hierher?

Antw. Sie gehören auch zum Trag- oder Zugvieh, und sind in Gebirgen, oder nahe an Städten darum zum Lasttragen sehr nützlich, weil ihr Unterhalt so wenig kostet, und ihr Schritt sicher ist. Im Trinken allein ist der Esel leckerhaft; er verlangt das helleste und reinste Wasser; zum Fressen aber begnügt er sich mit Disteln, schlechtem Gras, Heu und Stroh, ja mit allem,

was andere Thiere verschmähen. Der Esel wächst, wie das Pferd, 4 Jahr, lebt 20 und 30 Jahr, und ist gar keinen Krankheiten unterworfen.

Fr. Welche Vorzüge haben die Kühe?

Antw. Sie sind das weibliche Geschlecht des Rindviehes. Das männliche wird größtentheils verschnitten, oder zu Ochsen umgeschaffen; die unverschnittenen heißen bald Bullen, bald Stammrinder, bald Bummel, bald Stiere. Die Kühe leisten durch Kälber und Milch, und durch den Dünger in der Landwirthschaft die größten Dienste. Schon im zweyten Jahre sind beyde Geschlechter geschickt, sich fortzupflanzen. Gewöhnlich wird die Kuh im Frühling hitzig, und geht 9 Monathe trächtig. Um zu allen Jahreszeiten Kälber und Milch gleich viel zu erhalten, muß man das Stammrind von den Kühen absondern, und

diejenige, die man gern hitzig hätte, etwa 14 Tage mit gestoßenen Hanfkörnern, oder nur mit den sogenannten Oelkuchen, die nach dem Oelpressen zurückbleiben, oder mit geröstetem Haber, worunter Salz gemengt ist, füttern, und dadurch geil machen. Sobald die Kuh gekälbert hat, nehme man ihr das Kalb, ohne es ablecken zu lassen, bringe es an einen warmen Ort, und trockne es mit warmen und weichen Tüchern. Wenn es nun trocken ist, und soviel Kräfte erlangt hat, daß es stehen kann, nehme es ein Mann zwischen die Füße, halte ihm mit der rechten Hand den Kopf in ein Gefäß, das mit frisch gemolkener Kuhmilch gefüllt ist, benetze die Finger der linken Hand mit der Milch, und nöthige das Kalb, an einem Finger zu saugen, und beuge das Gefäß allmählig nach des Kalbes Maul, damit es nach und nach selbst saufen lerne. Ist das

Kalb einmahl daran gewöhnt, das es in ein Paar Tagen lernt, so sättige man es täglich dreymal mit frisch gemolkener Kuhmilch, doch nicht überflüssig, und fahre mit dieser Nahrung 4 Wochen fort. Die anderen vier Wochen koche man täglich grobes Brod von geschrotenem Rockenmehl im Wasser zu einem Brei, lasse es kalt werden, und gebe davon dem Kalbe täglich dreymahl mit Butter= und anderer Milch, von welcher der Rahm abgenommen worden, vermengt zu saufen. Die dritten 4 Wochen erhält das Kalb saure oder Buttermilch, worin Kleyen gerührt worden, täglich dreymahl, und zwar in größerer Menge. Nach Verlauf dieser 12 Wochen erhält es noch einen Monat saure Milch mit gekochtem Leinsamen, oder ausgepreßtem Leinkuchen vermischt, täglich dreymahl, und von nun an wird es mit gutem und feinem Heu, auch Haber=

garben, gefüttert, auch mit Molken kalt getränkt, und bekömmt vor Ablauf des ersten Jahres kein Gras oder anderes grünes Futter. Hat man die Absicht, Kälber zum Schlachten zu mästen, so füttere man sie mit süßer Milch, worin Brodkrume von weißem Brod gekocht worden, täglich viermahl; doch allezeit in geringer Menge, und stecke ihnen täglich ein bis zwey rohe, von den Schalen befreyte, Hühnereyer in den Hals, so werden sie in vier bis fünf Wochen sehr gut und fett seyn. Die Kälber, welche man sich zur Zucht vorbehält, sollen weder die erste Frucht einer Kuh, noch von einer sehr alten seyn. Im sechzehnten oder achtzehnten Monathe müssen die Bullkälber vom andern Geschlecht getrennt werden, und erst im zweyten Jahre sind sie zum Verschneiden tauglich. Ein zum Stammrind oder Bullen erwähltes Kalb soll einer-

ley Haare haben, und vorzüglich rothbrauner oder blaulichter Farbe und gut gewachsen seyn; auch schwarze Augen, eine breite, krause Stirne, einen kurzen und dicken Kopf, dicke und schwarzlichte Hörner, lange und wohlbehangene Ohren, große Nasenlöcher, ein schwarzes Maul, einen starken und fleischigen Hals, breite Schultern und Brust, starke Füße, einen langen und wohlbewachsenen Schwanz, und einen frechen Gang haben. Im dritten Jahre ist der Stier zum Sprunge am tüchtigsten, und bey gutem Futter eine Herde von 30 und mehreren Kühen bis ins sechste oder siebente Jahr zu bedienen fähig. Die Kühe selbst sollen platt, von mittelmäßiger Größe, gut bey Leibe, aber nicht fett seyn; muntere Augen, einen leichten Gang haben; sollen in mittlerem Alter sich befinden, und viele und gute Milch geben. Auch die Kühe müssen Win-

ters = und Sommerszeit, kurz: immer im Stalle gefüttert werden, theils weil eine Kuh, im Stalle gefüttert, wenigstens zweymahl mehr Milch und zweymahl mehr Dünger giebt, und den Kühen weder das Herumlaufen, noch das Treiben, oder abwechselnde Hitze und Nässe zuträglich ist. Man hat bisher berechnet, daß eine Kuh, die 270 Quadratruthen Raum zur Weide braucht, mit einem Raume von 90 Quadratruthen, welcher mit Futterkräutern bebauet ist, genährt werden kann; also von dem Ertrage des Platzes, worauf eine Kuh weidet, lassen sich im Stalle 3 Kühe reichlich füttern. Man soll die Kühe nur im Sommer öfter schwemmen, und im Winter striegeln, auch des Tages dreymahl melken, und bloß kalt tränken, folglich alle Brühen und warmes Gesöffe vermeiden. Die besten Futterkräuter für Kühe sind: Die Esparcette, luzer=

ner und spanischer Klee, und die verschiedenen Grasarten. Man giebt das Futter fünfmahl in kleinen Portionen; tränkt täglich zweymahl mit kaltem Wasser; läßt sie jeden oder den zweyten Tag baden, und wöchentlich einmahl Salz lecken, vorzüglich vor dem Melken soll man ihnen solche Kräuter geben, die sehr auf die Verdauung wirken, als: Disteln, Brennessel, oder Salz und Salpeter. Zum Winterfutter trifft dann zu Heu und Grummet gemachter Klee, futteriges Gerstenstroh, Rüben, Kohl, Kartoffeln; die Rüben soll man in Fässer einschlagen, und mit Salz mischen. Auch die Oelkuchen leisten gute Dienste; deßgleichen Kleyen, Gerstenschrot rc. Die Milch dient, um sie als solche zu genießen, oder sie als Butter, Schmalz und Käse zu benützen. Eine mäßige Wärme, welche der 17te Grad des Rheaumürschen Thermome-

ters anzeigt, ist dem Aufrahmen am zuträglichsten.

Fr. Was ist von Milch, Butter und Käse besonders zu merken?

Antw. Die Milch von Kühen, welche das erstemahl gekälbert haben, ist wässerig; die von ganz frühe melkenden eben so; die von alten, auch altmilchigen Kühen dick und mager. Butter, die im May und September gemacht wird, ist aller anderen vorzuziehen. Ueberhaupt soll man in Sommermonathen fette Käse, im Herbst, Winter und zu Anfange des Frühlings Butter und magere Käse machen. Die ganze Kunst, gute Käse zu machen, besteht im Läben oder Gerinnen der Milch, in Besorgung der Käseformen, und endlich im Setzen und Trocknen der Käse. Ersteres wird durch eine Säure, als Kälbermagen, Weinstein, befördert. Die Kälbermägen sind das einfa=

cheste Mittel hierzu; man schneidet sie in kleine Stücke, thut sie in eine mit kaltem Wasser gefüllte Flasche. Die Milch selbst sammt dem Rahm kommt in einen verzinnten Kessel, der über einem kleinen Feuer angebracht ist. In diese öfter umgerührte und angewärmte Milch schüttet man verhältnißmäßig einen Theil Säure aus der Flasche; einige Eßlöffel voll davon sind zureichend hundert Pfund Milch gerinnen zu machen. Dieses erfolgt schnell; hierauf wird die geronnene Milch mit Kellen, oder anderen durchlöcherten Gefäßen in die Käseform gethan. Zu den in dem Kessel übrig bleibenden Brocken wird noch mehr Säure geschüttet, woraus Quarkkäse bereitet, und die Molken endlich getrunken, oder dem Rindviehe, auch den Schweinen gegeben werden. Die Formen müssen am Boden mit kleinen Löchern versehen seyn, damit die Feuchtig-

keit durchseigern kann. Hat man eine platte Form erwählt, so wird ein reinliches Bret darauf gelegt, und mit Steinen beschwert, um dem Käseteig eine Festigkeit zu geben, und das Ablaufen der Feuchtigkeit zu be-befördern. Sobald der Käse fest und zusammenhängend geworden, wird er aus der Form auf reinliche Breter, und an einen luftigen, aber nicht heißen Ort gelegt, aussen herum mit Salz bestreuet, und täglich umgekehrt. Das Salzen wird noch einigemahl wiederhohlt, um dem Käse einen stärkern Geschmack zu geben, den Fliegen und anderm Ungeziefer hingegen den Geschmack hieran zu verderben. Ist endlich der Käse hinlänglich trocken, und mit einer härtlichen Rinde versehen, so wird er an trocknen Orten vor Milben und Mäusen verwahrt, und letztlich verkauft. Sind die holländischen runden Formen beliebt worden, so kann der

Kåse nicht mit Bretern und Steinen beschwert werden, sondern man muß den Kåseteig salzen, und wohl einknetten, und zweyerley Formen haben, die erste, worein der Kåseteig gethan wird, hat unten Löcher, die andere aber nicht; beyde müssen gedrechselt seyn, und in der Mitte auseinander geschraubt werden können; denn sobald der Kåse der meisten Feuchtigkeiten befreyet ist, wird die Form auseinandergeschraubt, der Kåse von aussen nochmahl gesalzen, und in die andere Form gethan, worin er so lange bleibt, bis er hinlånglich getrocknet ist.

Fr. Warum sind unsere Kåse bisher nicht so gut geworden, als z. B. Schweitzerkåse u. a.?

Antw. Theils weil bisher das Futter für die Kühe vernachlåssiget wurde, theils weil man nicht die beste Milch zum Kåsemachen nahm, und endlich, weil man die

Art Käse zu machen noch nicht hinlänglich verstand. Eine fernere Ursache ist auch, daß man die Milch (besonders nahe an Städten) mit mehr Gewinn verkauft, als man Käse davon macht, wie auch, daß Schmalz und Butter gewinnreicher sind, als Käse.

Fr. Wovon hängt denn das Abrahmen und Buttern ab?

Antw. Das erste von guten Gefäßen, und Reinlichkeit derselben. Ganz flache hölzerne Gefäße, oder gläserne Näpfe, die oben breit, und unten spitzig zugehen, sind die besten. Das Buttern geschieht im Sommer an kühlen, im Winter an warmen Orten. Unter den Maschinen, die hierzu gebraucht werden, hält man die gewöhnlichen Butterstößer noch für die besten. Sobald die Butter fertig ist, muß sie gewaschen, gehaaret und gesalzen werden, worauf sie verkauft, oder in Fässer geschlagen wird.

Das Waschen muß mit reinem Wasser oft wiederhohlt, und alle Buttermilch heraus- gebracht werden. Das Haaren geschieht durch öfteres Zerschneiden der Butter mit einem Messer, woran sich die etwa in der Butter befindlichen Kühhaare anhängen.

Fr. Welche Eigenschaften haben die Schweine, und welche Vortheile gewäh- ren sie?

Antw. Die Schweine sind dem Land- wirthe ganz unentbehrliche Thiere; sie ver- sorgen das Haus mit Fleisch und Fett; fres- sen, was andere Thiere nicht annehmen, und eine wohlgeartete Sau, oder ein Mut- terschwein kann bey richtig getroffener Ver- anstaltung der Nutzung einer Kuh beynahe gleich kommen. Die beste Art von Zucht- schweinen ist diejenige, die weiß von Farbe und langmaulig sind, auch einen langen und wohlgestreckten Körper haben. Zu

Stammschweinen oder Ebern werden die geschicktesten und muntersten unter den jungen unverschnittenen Schweinen ausgesucht. Sind sie zu hitzig und boßhaft, so muß man ihnen die langen, scharfen Zähne brechen. Ein Stammschwein kann 8, 10 bis 12 Säue bedienen: doch soll es erst gegen das Ende des zweyten Jahres zu den Säuen kommen, und bis dahin in einem besondern Stalle, oder unter den verschnittenen Schweinen aufbehalten werden.

So ein Stammschwein kann nur vier Jahr gehörig seine Dienste leisten; nach dieser Zeit läßt man ihm die Hoden nehmen, wäscht die Wunde öfter mit Branntwein, und übernimmt es zur Mastung. Sowohl die Stamm- als Mutterschweine sind aus dem Frühlingswurfe zu erwählen, weil sie sich den ganzen Sommer durch so verstärken, daß ihnen im darauf folgenden

Winter die Kälte nicht mehr schaden kann. Eine Schweinsmutter geht 17 oder 18 Wochen trächtig, und ferkelt also des Jahrs gewöhnlich zweymahl; der Eber muß daher im Oktober zum ersten= und im May zum zweytenmahl die Sau bespringen. Sobald die Sau geworfen hat, müssen ihr gute Wochensuppen aus Kleyen Schrot oder grobem Mehl und laulichtem Wasser täglich dreymal gereicht, und damit die ersten vier Wochen fortgefahren werden. Hernach muß man die Ferkel selbst zum Fressen gewöhnen. Das erste Futter kann aus allerhand geringen Körnern, oder aus dicker und saurer Milch bestehen.

Füttert man Körner, so müssen sie, die Verdauung zu befördern, einmal aufgekocht, und vor dem Füttern wieder abgekühlt seyn.

Auch die Schweine lieben Reinlichkeit; im Sommer kühle, und im Winter warme Ställe, und gute Streu. Das Gesöffe soll nur milchwarm aus laulichtem Wasser mit etwas Kleyen oder Branntweinspülicht bestehen. Zur Mast giebt man ihnen Eicheln, und Buchnüsse, oder Gartengewächse, Körner oder Getreide, Branntweinschlamm oder die Abgänge bey den Stärkefabriken. Alle Mastschweine müssen täglich dreymal gefüttert, und einmal getränkt werden. Die gewöhnliche Mastzeit ist der Herbst; man fängt mit etwas geringerem Futter an, und verbessert es nach und nach, um die Schweine bey guter Lust zum Fressen zu erhalten, indem ein mageres Schwein alles wegfrißt, ein halb fettes hingegen schon von zärtlicherem Geschmacke ist. Um gute Schweine zu unterhalten, muß man immer auf Vorrath

von Möhren, Kartoffeln, Rüben, Kohl, Kürbissen, Spülicht der Milchkammer und Küche, im Sommer auf guten Luzerner-Klee und Disteln bedacht seyn. Hat ein Schwein geworfen, so giebt man sehr vortheilhaft weißes Wasser, Gerstenmehl und Kartoffeln gemischt; dann Buttermilch, oder solche, die vom Käse abgelaufen ist, mit Körnern von Wälschkorn; Erbsen, Bohnen als Grütze oder als Mehl leisten noch bessere Dienste. Man thut auch sehr wohl, wenn man während der Mast jedem Schweine alle vierzehn Tage ½ Loth Spiesglas giebt, welches gelind abführt, die Lust zum Fressen unterhält, und die etwa vorhandenen Finnen vertreibt.

Fr. Welchen Nutzen zieht man von den Schafen?

Antw. Einen sehr großen durch ihr Fleisch, Talg, Wolle, Milch und Dünger ꝛc. Bey den Schafen hangt, wie überall, alles von der guten Art derselben, von gedeihlich und hinlänglicher Sommer- und Winter-Fütterung, guter Wartung der Lämmer, von wohl gewählter Sprung- und Schurzeit, vom Sortiren der Wolle, und von einem klugen Ausmerzen der Schafe ab. Man hat hoch- und kurzbeinige, weiße, schwarze, braune und sprenklichte Schafe. Sie werden in den meisten Orten jährlich nur einmal befruchtet, und bringen eins, selten zwey Lämmer. Doch giebt es auch Gegenden, wo sie zweymal des Jahres Lämmer erzeugen. Es gehört zur Veredlung der Schafe, daß man sich gute Böcke (Widder) allenfalls spanische anschaffet, und nur auf weiße, feinwollige Schafe trachte; daher darf man sie auch

nur einmal scheren. Kurzes, feines Berggras, Thymian, wilder Rosmarin, Bibernel, Luzerner = Klee sind ihnen das angenehmste Futter: daher sieht man in Spanien ganze Felder mit diesen Kräutern bedeckt. Zu Winterfutter wird Heu, Grummet, Erbsen, Linsen, alle Arten von Stroh, vorzüglich Weitzen- und Sommerstroh; auch zu Zeiten Haber, Kohl, Rüben und Erdäpfel genommen. Täglich soll man sie Salz lecken lassen, wozu man auch getrockneten, und gepülverten Quendel oder Feldkümmel mischt. Man soll sie nur bey schönem Wetter im Hofe etwas herumspringen lassen, und allenfalls auch auf die Weitzen = und Rockensaaten treiben; übrigens aber immer im Stalle behalten, und mit reinem frischen Wasser tränken. Ein gutes und gesundes Zuchtschaf beyderley Geschlechts soll kurze Beine, einen

breiten Rücken, starken Hals, muntere Augen, in deren Weißen viele rothe Adern sind, eine weiße, weiche und feine Wolle haben, und im dritten Jahre seines Alters seyn. Das Alter erkennt man an dem Gebisse; im dritten Jahre haben sie sechs Milchzähne verloren, und dafür sechs lange Zähne erhalten.

Als Nachtheile für die Schafe und ihre Wolle wird angegeben das Waschen derselben, besonders vor dem Scheren, so auch das Verstümmeln der Lämmer, wenn sie kaum noch vier Wochen alt sind. In Spanien wird kein Bock verschnitten, und will man es doch thun, so soll es erst im zweyten Jahre geschehen. Auch das Schwanzabschneiden ist mehr schädlich, als nützlich; und selbst das Melken der Schafe wird nicht für vortheilhaft gehalten. Bey der Wolle kömmt alles auf das Abschei=

den, Sortiren, an; es muß die Lämmerwolle besonders, die Schwanzwolle, wie auch die an den Füßen, Bauch und Kopfe, besonders gepackt werden.

Die Weidenschaft ist das Grab der Schafzucht. Mit Anfang Oktobers läßt man die Böcke über die Schafe; man rechnet zwanzig auf einen Bock; beyde, Bock und Schaf müssen über zwey Jahre alt seyn. Nach sechs Wochen werden die Böcke wieder abgesondert. Vierzehn Tage nach dem Wurfe müssen die Lämmer selbst fressen lernen, da man ihnen gutes Laub, oder feines Grummet vorsteckt, und Salz giebt. Ueberhaupt müssen die Schafe mehr trocken, und wenig naß gefüttert werden. Wirft das Schaf Zwillinge, so muß man eins hinwegnehmen. So warm die Ställe im Winter seyn müssen, so kühl sollen sie bey heißen Sommertagen seyn. Die

Schurzeit ist die Hälfte May, oder noch später. Nach der Schur wäscht man das Schaf mit Salzwasser oder schlechtem Oel, und giebt ihm gutes Heu. Wurzelgewächse leisten zum Fettmachen der Hammel eben so gute Dienste, als Körnerfrüchte, daher ihnen die Abfälle von der Gärtnerey gut anstehen. Hammel und Schafe, die man mästet, werden von den übrigen abgesondert; den Winter durch und spätestens im Jänner wird doppeltes Futter gegeben, dann aber auch Kraut oder Kohl. Man treibt sie daher gegen den fünfzehnten März auf die Krautäcker, und schlachtet, oder verkauft sie hernach.

Fr. Welche Rücksicht verdienen die Ziegen bey der Landwirthschaft?

Antw. Das Fleisch, die Haut, das Fett, die Milch, die Haare sind unstreitig nutzbar. Zwey gute Ziegen geben so

viel Nutzen, als eine schlechte Kuh, und bedürfen doch kaum so viel Heu und Gras als diese; allein auf den Mist, den sie machen, ist wenig zu rechnen, und der Schaden, den sie anrichten, wenn sie in Hölzer, Obstgärten, Getreidefelder und Scheunen kommen, ist ungemein groß. Das Füttern im Stalle wird nicht verlohnt; man kann das Futter zweckmäßiger auf Schafe verwenden. Nur auf hohen Alpen, in unkultivirten Gegenden leisten sie gute Dienste; hier räumt man ihnen eigene Gehege ein; ihr Fleisch und ihre Milch wird in diesem Zustande vorzüglich gut, und die Haare, die man ihnen im Frühling abnimmt, dienen zu Camelot, oder andern solchen Zeugen.

Fr. In wiefern ist auf die Zucht des Federviehes zu sehen?

Antw. Ein Landwirth kann das Federvieh nicht wohl entbehren; Fleisch und Eyer davon sind ihm nützlich und nothwendig: allein die Federviehzucht muß mit Vernunft veranstaltet, und die Menge dieses Viehes nach der Lage des Guts und übrigen Umständen bestimmt werden, wenn man dabey wirklichen Vortheil zur Absicht hat.

Hierin versehen es viele Landwirthe, noch mehr die Frauen. Sie meynen, daß der Nahme einer guten Landwirthin von der Unterhaltung einer großen Menge Federvieh unzertrennlich sey, und machen keinen Ueberschlag von den Kosten, die ihnen dieses Spielwerk verursacht; daher denn mancher, bey ihrer vermeyntlichen guten Wirthschaft, ein Ey wohl auf einen halben Gulden zu stehen kommt.

Fr. Welche sind in der Landwirthschaft die bekanntesten Arten von Federvieh?

Antw. Die Truthühner, Gänse, Aenten, Hühner und Tauben.

Fr. Worin besteht die Zucht und Wartung der Truthühner und ihr Nutzen?

Antw. Unter allem Federvieh bringen die Trut- oder wälsche Hühner den größten Vortheil, wenn sie mit Vorsicht und Aufmerksamkeit gewartet werden. Ein Truthahn kann zehn bis zwölf Hühner bestreiten; doch nur ein bis zwey Jahre gute Dienste thun; je älter er wird, desto weniger erreicht er den Endzweck seiner Bestimmung. Die ihm natürlichen krampfhaften Zufälle martern dieses arme Thier, und er martert die Hühner mit seinem ohnmächtigen und von zureichenden Kräften nicht unterstützten guten Willen.

Eine Truthenne legt etliche zwanzig, auch mehr Eyer, und ist vier bis fünf Jahr zur Zucht tauglich. Zum Ausbrüten der Eyer wird eine Zeit von vier Wochen erfordert. Die ausgedienten Truthähne können entweder geschlachtet, oder auch zum Ausbrüten junger Puten, Enten und Hühner gebraucht werden, so sehr sie auch dergleichen ihnen ganz fremde und ihrem bisherigen Dienste widrige Verrichtung verabscheuen.

Die Größe und Wärme eines solchen Hahnes macht ihn geschickt, ihm viele Eyer unterlegen zu können, die er vollkommen wohl erwärmt, und sehr gut ausbringet, wenn man ihn nur zu dressiren weiß. Wenn in einer ziemlich guten Kammer ein Brutnest zubereitet, und mit Eyern versehen worden, raufet man dem Hahne die großen Federn unter dem Leibe aus,

und wäscht diesen entblößten Ort mit Branntwein, worin gestossener Pfeffer eingeweicht ist; oder peitscht diesen Ort mit Nesseln. Dieses Peitschen oder Waschen verursacht ihm Brennen und Jucken; er bleibt daher gern auf den ihm untergelegten kalten Eyern, besonders wenn ihm etwas Branntwein eingegossen, und sowohl dadurch, als durch die Dunkelheit der Kammer die Sinne gleichsam betäubt werden. Nach vier und zwanzig Stunden kann ihm nahe beym Neste Futter und Saufen hingesetzt, und der Brutort, bis er gefressen, etwas erleuchtet, und damit täglich fortgefahren werden; da denn der Hahn nicht allein gut ausbrüten, sondern auch die Jungen gut füttern, und unter seinen großen Flügeln vor Regen, Kälte, Luft und Raubvögeln weit

besser, als das so furchtsame weibliche Geschlecht schützen wird.

Wer aus der Putten- und Truthühnerzucht Nutzen ziehen will, muß so viel unterhalten, daß es der Mühe lohnt, ein Mädchen oder Weib als Hütherinn dabey anzustellen, z. B. drey Hähne und dreyßig Hühner, wovon sechs bis sieben hundert Junge fallen, und davon wenigstens fünf ndert Stücke groß gezogen werden können. Die alten Putten sind den Winter über täglich zweymal in kleinen Trögen mit gestampftem Kohl, abgekochten Kürbissen, Rüben oder Kartoffeln zu füttern, und Nachts in einen mit Stangen versehenen wohlverwahrten Stall zu bringen. Im März fangen sie nach Beschaffenheit der Witterung an zu legen. Die Eyer müssen täglich aus den Nestern genommen und in einer kühlen Kammer verwahrt, ein

Hühnerey aber darin zum Nestey gelassen werden.

Sobald die Hühner abgelegt haben, begehren sie zu brüten, das ihnen aber nicht verstattet werden muß, bis alle Hühner abgelegt haben. Ihre Lust zu brüten wird kennbar, wenn sie auf dem Neste sitzen bleiben; man kann ihnen dieses Vergnügen leicht gönnen, und das unterhabende Hühnerey diesem Bruttriebe aufopfern. Zeigen sämmtliche Hühner Lust zum Brüten, so ist es Zeit, die Brutnester zu recht zu machen, und jedes mit funfzehn bis achtzehn Eyern zu versehen, auf jedes Nest eine Henne zu setzen, und die Stallfenster wohl zu verstopfen, mithin den Bruthennen alles Licht zu benehmen, die Hähne aber abzusondern. Alle vier und zwanzig Stunden wird der Stall einmal eröffnet, die Puten von den Nestern

gehoben, und ihnen vor der Stallthüre Fressen und Saufen vollauf gereichet. Sobald sie sich gesättiget haben, bringt die Aufseherin jede Pute wieder auf ihr Nest, verschließt den Stall, damit von Schweinen kein Schaden geschehe, und fährt mit dieser Fütterung bis zu Ende der Brutzeit fort.

Den sechs oder sieben und zwanzigsten Tag der Brutzeit untersucht die Wärterinn die Eyer. Findet sie, daß die meisten Jungen durch Anpicken sich einen Weg zu ihrer Befreyung bahnen, so müssen die alten Hühner nicht mehr abgehoben, sondern so lange auf den Nestern ohne Futter gelassen werden, bis die Jungen aus den Töpfen, oder Eyern sind. Nunmehr werden die Bruthennen wiederum vor den Stall zum Füttern gelassen, während der Zeit die Jungen, so von zwey Hühnern aus-

gebracht worden, einer einzigen, folglich das ganze junge Volk der einen Hälfte Bruthühner untergesetzt; der andern Hälfte Putten macht man so fort reinliche Nester, und versieht jede Henne mit zwanzig bis vier und zwanzig Aenten- oder Hühnerey-ern, um von ihrer Begierde zum Brüten doppelten Vortheil zu ziehen.

In den ersten vier und zwanzig Stunden bekommen die jungen Puten nichts zu fressen; nach deren Verlauf müssen die fünfzehn Alte, denen man die Jungen zugetheilt hat, in einen andern warmen Stall gebracht werden, um die andern fünfzehn mit Aenten- oder Hühnereyern versehenen Putten im Brüten nicht zu stören, und man fängt an, die jungen Putten zu füttern.

Das erste Futter besteht aus hartgekochten und klein gehackten Eyern. Nach

einigen Tagen werden die gehackten Eyer mit gekochten Erbsen und kleingehackten Zwiebeln oder Bollen vermischt gegeben; gegen den achten Tag kann das Eyerfutter ganz wegbleiben, die Jungen und Alten bey schönem Weter auf das Gras gebracht, von Nesseln aber, wovon sie krumm und lahm werden, sorgfältig bewahrt, und selbige dreymal mit einem Mengsel von gekochten Erbsen, oder Milch, geschnittenem Wermuth, Salat und Nesseln gefüttert werden. Sobald sie das Alter von fünfzehn bis sechzehn Tagen erreicht haben, bekommen sie ganz früh ein Futter von Wermuth, Salat, Nesseln und dicker Milch, werden nach dessen Verzehrung mit den Müttern auf das Feld getrieben, vor allen Nesselstauden bewahret, auch in den Mittagsstunden im Schatten getrieben, Abends aber zu Hause mit eben der Kost,

die sie des Morgens erhalten, ernährt. Sie finden im Felde Gras, Regenwürmer, Frösche und anderes Ungeziefer, und es werden keine, oder doch gar wenige erkranken und sterben, wenn die Hütherinn im Felde für frisches Wasser sorgt, und die Eigenthümer kleine ströherne oder breterne Hütten auf den Huthplätzen errichten lassen, worin sich dieses Vieh bey unversehens einfallendem Gewitter und Regen verbergen kann. Mit dieser Huth und Fütterung wird bis zur Aernte fortgefahren, und die Putten nach der Aernte in Getreidestoppeln, auch nach Beschaffenheit der Umstände in abgebrachten Wiesen gehüthet, wo sie so viel ausgefallene Getreidekörner, Raupen, kleine Heuschrecken und anderes Ungeziefer finden, und verzehren, daß es des zu Hause Fütterns nicht mehr bedarf. Gegen Michaelis verkauft

man die überflüssigen jungen Putten. Der Gewinn kann sich hoch belaufen, wenn man großen Städten nahe ist, und die geringe Mühe über sich nehmen will, dergleichen Vieh zu mästen.

Fr. Ist die Gänsezucht auch so nützlich?

Antw. Die Gänsezucht ist ein fast nothwendiges Uebel, und nur in solchen Gegenden, welche an Strömen oder Flüssen gelegen, ein, wiewohl gar geringer, Vortheil daraus zu erhalten; weil es sich aber doch auf den Gänsefedern gut schläft, deren Fleisch und Fett auch ganz schmackhaft und nutzbar ist, so kann man sie nicht übergehen, wiewohl allen, und besonders denjenigen Landwirthen, die keine Flüsse zu ihren Diensten haben, wohlmeynend zu rathen ist, dieses wenig nutzbare Vieh nicht zu vervielfältigen, sondern sich

mit drey bis vier alten Gänsen und einem Gänserich begnügen zu lassen.

Ein Gänserich kann vier bis fünf Gänsen genug thun, und beyde Geschlechter sind in den ersten vier Jahren ihres Lebens zur Fortpflanzung ihres Geschlechts am tüchtigsten, nach deren Verlauf sie, ihres zähen Fleisches wegen, nur zum Kochen, und dem Gesinde zu verspeisen dienlich sind. Mit dem Februar pflegen die Gänse mit dem Legen den Anfang zu machen; sie legen zehn bis fünfzehn Eyer, und brüten, so wie die Putten, vier Wochen. Sie sind ziemlich vorsichtige Kindermütter und ersparen uns alle Vorsicht während dem Brüten, im Fall sie nur einmal Fraß und Sauffen bekommen, und ihre Nester vor den Schweinen in Sicherhe t sind. Sobald die jungen Gänse die ersten vier und zwanzig Stunden zu-

rückgelegt haben, giebt man ihnen ein Paar Tage gehackte Brennesseln, mit hartgekochten und kleingemachten Eyern vermischt, nach deren Verlauf sie schon mit den alten auf grünen Rasen oder in Teichen ihr Futter suchen; doch müssen sie Morgens und Abends mit Kleyen und grüngehacktem Kraut versehen, und im Junius, da sie die Flügel bekommen, und der meisten Gefahr ausgesetzt sind, mit Gerstenschrot und kleingestampften Brennesseln, worauf um den andern Tag ein wenig wohl ausgebrannte Tabacksasche zu streuen, sehr dienlich ist, wohl und reinlich gefüttert werden.

Sind sie so glücklich, die Aernte zu erleben, so bedürfen sie keines weitern Fütterns, sondern finden in den Getreidestoppeln reichliche Nahrung. Hat aber jemand fließendes Wasser zu seinen Diensten, der

braucht nur vierzehn Tage, höchstens drey Wochen die jungen Gänse zu füttern, und wird demnach aus der Gänsezucht mehr Vortheil ziehen, als ein anderer, dem es an dieser Bequemlichkeit gebricht. Das Rupfen oder Pflücken der jungen Gänse ist nicht räthlich; es macht sie mager und ungestalt, der Vortheil der Federn verschwindet, und verursacht einen geringeren Verkauf der Gänse. Die Zuchtgänse kann man jährlich zweymahl ihrer Federn berauben; die Jungen hingegen, welche zur Mast oder zum Verkauf bestimmt sind, müssen entweder gar nicht, oder doch nur am Bauche gerupft werden.

Fr. Wie werden die Gänse am zuträglichsten gemästet?

Antw. Das Mästen der Gänse wird auf dreyerley Art bewirkt. Man stopft sie mit Nudeln, die aus Getreide- und

Kartoffelmehl bereitet und getrocknet werden. Man mästet sie mit Haber, auch türkischem Weitzen, oder mit gelben Rüben und Gerstenschrot. Die erste Art ist bey geringer Unachtsamkeit mit Gefahr verknüpft. Das zweyte Mästungsmittel ist zu theuer; die dritte Art aber scheint einem Landwirthe, der aus allen Dingen den möglichst besten Nutzen zu erzwingen suchen muß, am zuträglichsten zu seyn. Das weibliche Geschlecht, das sich, wiewohl ziemlich ungewiß, an den kleinen Köpfen und dünnen Hälsen erkennen läßt, mästet sich am leichtesten.

Man sperrt alle in enge Ställe, die öfter mit frischer Streu versehen werden, füttert sie die ersten vierzehn Tage mit kleingestampften, oder geschnittenen gelben Rüben, auch frischem Wasser, und giebt ihnen die andern vierzehn Tage mit Wasser

angefeuchtetes Gerstenschrot, reines Wasser, auch groben Sand. Nach Verlauf dieser vier Wochen sind sie hinlänglich fett, und werden doch nicht viel an Futter verzehrt haben. Es ist für Landwirthe eine angenehme Sache, geräucherte Gänse zu haben, wovon die pommerischen Gänse vorzüglich berühmt sind.

Fr. Wie werden diese geräuchert?

Antw. Die stärksten jungen Gänse werden etwa drey Wochen nach Michaelis in die Mast gestellt, und mit Gerstenschrot und Rüben, untereinander gemengt, bis in November gemästet. Sämmtliche Gänse werden an einem Tage geschlachtet, und mit vieler Vorsicht gerupft. Eingeweide Flügel, oder das sogenannte Junge, Gänseklein, frisch verspeiset, oder eingepöckelt, und das Fett ausgelassen. Hernach werden die Gänse auf einem Strohfeuer ge-

sengt, und von den Haarfedern wohlgesäubert, mit warmem Wasser und Kleyen gewaschen, in der Mitte aufgespalten, in- und auswendig stark mit Salz, worunter ein wenig Salpeter gemengt worden, gerieben, in eine Tonne oder anderes reinlich hölzernes Gefäß fest und wohl aufeinander gepackt, und darin drey bis vier Tage gepöckelt. Endlich werden die vom Salzwasser ganz feuchtgewordenen Gänse in trockene Weitzenkleyen herumgewälzt, an hölzerne Spieße, mittels eines an den Fuß gebundenen starken Fadens, befestiget, und in einem gelinden, und von der Feuerhitze entfernten Rauch aufgehangen, nach acht Tagen aus dem Rauch genommen, und noch andere acht bis zehn Tage an einem luftigen Orte aufgehangen; endlich die Kleyen wiederum abgerieben, und die Gänse an einem kühlen und trocknen

Orte zum Verspeisen oder Verkaufe aufbehalten.

Will man aber die geräucherten Gänse weiß, und von gutem Ansehen erhalten, so wird die gepöckelte Gans in eine grobe und sehr lockere Leinwand eingenähet, und mit diesem Ueberzug geräuchert.

Fr. Sind die Aenten in der Wirthschaft nützlicher?

Antw. Die Aenten sind vortheilhafter als Gänse, weil sie viele und schmackhafte Eyer legen, eine härtere Natur haben, und sehr gefräßig sind, daher an Orten, wo Brauereyen oder Flüsse vorhanden, mit großem Nutzen unterhalten werden können.

Das männliche Geschlecht nennt man Aenterich oder Aentvogel, und das weibliche eine Aente. Ein Aenterich kann zehn bis zwölf Aenten befriedigen, und beyde Geschlechter dienen drey bis vier Jahre zur

Zucht. Eine Aente legt wohl dreyßig und mehr Eyer; sie müssen aber in der Legezeit, welche im März anfängt, alle Morgen getastest, oder befühlt werden. Sie sind keine guten Brutmütter, und haben zu diesem Geschäfte zu wenig Geduld, man thut daher wohl, die Aenteneyer durch die weit geduldigern Putten, oder Truthühner, oder andere Hennen ausbrüten zu lassen, welche sich dazu sehr gut bequemen.

Die Brutzeit dauert vier Wochen, und die jungen Aenten werden in den ersten Tagen mit gehackten Eyern und angefeuchtetem Schrot, oder grobem Mehl gefüttert. Nach wenig Tagen kann man Alte und Junge auf Gräben, Teichen oder Flüsse bringen, und die Jungen nur Morgens und Abends mit Träbern, oder angefeuchteten Kleyen versorgen. Haben sie einmahl das Alter von sechs Wochen erreicht,

so pflegen sie für ihren Unterhalt entweder auf dem Wasser, oder auf den Höfen und bey den Bräuhäusern, auch im Felde zu sorgen; denn es sind eben so gefräßige als auf die Nahrung aufmerksame Thiere, deren Unterhalt wenig kostet, und gleichwohl einträglich ist.

Fr. Das Hühnervieh ist wohl noch nützlicher, und wie wird dieses behandelt?

Antw. Hühner findet man in Städten und Dörfern. Die großen brabantischen, die kleinen englischen, und die gemeinen Dorfhühner sind die bekanntesten, und letztere die nutzbarste Art, folglich dem Landwirthe, der aus allen Produkten den möglichsten Vortheil ziehen soll, die anständigsten. Dergleichen Hühner sind dem Landwirthe unentbehrlich, obgleich ihr Nutzen sehr ins Kleine geht, und bey unordentlichen Wirthschaften wohl gar Schaden bringt.

Ein Huhn ist in den ersten vier Jahren zur Zucht und zum Legen, ein Hahn hingegen nur drey Jahre recht nutzbar, nach deren Verlauf sie doch noch immer eine gesunde und nahrhafte Speise abgeben. Ein Hahn ist hinreichend für zwanzig Hühner.

Der Hühnerstall soll weder großer Kälte, noch Hitze ausgesetzt, fest und wohl verwahret, mit Stangen, mit Nestern zum Legen und Brüten versehen, und der Reinlichkeit halber inwendig ausgeweißt seyn. Das Tasten oder Befühlen der Hühner ist unumgänglich nöthig, weil sie sich sonst verkriechen, und die Eyer verschleppen. Der Stall muß öfter ausgemistet, mit frischem Sande bestreut, und mit Thymian oder dergleichen geräuchert werden, welches die Gesundheit des Viehes erhält, und dem Ueberhandnehmen des Ungezie-

fers wehrt. Wenn die Hühner im Sommer ein= und im Winter zweymahl täglich mit geringen Körnern, oder gekochten Kleyen, zur Legezeit aber mit Haber gefüttert werden, so wird ein gutes Huhn jährlich über hundert, manchmahl wohl hundert und fünfzig Eyer legen.

Wer großen Städten nahe ist, oder einen Absatz von jungen Hühnern zu machen weiß, muß das ganze Jahr hindurch Hühner ziehen; und obgleich die alten Hühner nur im Frühling und Sommer Neigung zum Brüten zeigen, so lassen sich doch in den andern Jahrszeiten die Truthähne zu dieser Beschäftigung mit Vortheil anwenden. Jedoch versteht es sich von selbst, daß die Winterbrut in warmen und eingeheitzten Orten veranstaltet, auch die jungen Hühner darin erzogen werden müssen. Zum Ausbrüten sind die frische.

sten Eyer zu nehmen, und nur die, welche im Wasser untersinken, dazu brauchbar. Einem Truthahne kann man etliche dreyßig Eyer zum Ausbrüten anvertrauen, ein kleineres Thier wird auch eine kleinere Anzahl Eyer erwärmen. Ueberhaupt können im Sommer mehr Eyer als im Winter untergelegt werden.

Die Brutzeit der Hühner dauert drey Wochen. Die Jungen werden in den ersten vierzehn Tagen mit allerhand Grütze und Hirse, dann mit Gerste, angefeuchteten Kleyen, oder grobem Mehl ernähret, und nach Beschaffenheit der Jahrszeit in den Hühnerhof gethan. Man muß es ihnen niemahl an frischem Wasser und grobem Sande fehlen lassen, weil bey ermangelndem Wasser die Hühner den sogenannten Pfips (Zipf) an der Zunge bekommen,

woran sie, wenn er nicht bald gerissen wird, sterben.

Sollen die jungen Hühner gemästet werden, so sind sie nach den ersten vierzehn Tagen mit Hirse, die in süßer Milch halb gar gekocht worden, zu fütrern, und wenn sie dieses Futter acht bis zehn Tage genossen, zu schlachten, wenn sie nicht in ihrem Futter ersticken sollen.

Die Eyer, die in den Herbstmonathen gelegt werden, erhalten sich am längsten frisch. Sie bleiben aber doch einige Monathe frisch und eßbar, wenn sie in Asche oder Mehl, oder noch besser, in ein irdenes Gefäß gethan, und solches mit warmen aber nicht heißen Talg, oder Unschlitt angefüllt, und an einen kühlen Ort gesetzt wird. Diese Erhaltung der Eyer läßt sich noch auf eine andere Art bewirken, weil leicht einzusehen, daß es nur darauf an=

komme, die Eyer der Wärme und dem Zugange der Luft zu entziehen.

Fr. Was ist von der Taubenzucht zu halten?

Antw. Diese ist, überhaupt betrachtet, mehr schädlich als nützlich, und es ist billig, die Landwirthe anzuhalten, sich nach dem Verhältniß der Größe ihrer Felder auf eine gewisse Anzahl alter Tauben einzuschränken, weil die gemeinen Feldtauben bis auf den benachbarten Feldmarken Nahrung suchen, und in Feldern, auch Gärten großen Schaden thun. Unterdessen ist es doch nicht unmöglich, mit einigem Vortheil Tauben zu halten, wenn man gute Arten wählet, solche nicht über vier Jahre zur Zucht behält, und gute Wartung besorgt.

Fr. Was giebt es für Arten von Tauben, und welche sind die bessern?

Antw. Es giebt eine Menge Spielarten derselben, die aber mehr ein Gegenstand der Liebhaberey als nützlich sind. — Die gemeinen Feldtauben verdienen keine Achtung; sie brüten jährlich nur dreymahl, und thun in Gärten und Feldern unsäglichen Schaden. Mit den Mohntauben und halben Kröpfen ist mehr auszurichten; sie brüten öfter, sind größer und schmackhafter, fliegen nicht in die Felder, und sind folglich den Raubthieren nicht so ausgesetzt, mithin nutzbarer, ob sie gleich Jahr aus Jahr ein gefüttert werden müssen.

Fr. Wie soll der Taubenschlag beschaffen seyn?

Antw. Der Bau derselben ist eine ohnehin bekannte Sache; hauptsächlich ist aber dabey zu beobachten:

1) daß man das Taubenhaus vor allen Raubthieren sorgfältig bewahre;

2) die Tauben im Sommer öfter mit Hanfkörnern, welche die Fruchtbarkeit vermehren, füttere;

3) die Nester und den ganzen Taubenboden alle drey Monathe reinige, und mit Sand bestreue;

4) zum öftern die Wohnung mit Thymian, Lavendel u. dgl. räuchere;

5) zur Brutzeit in der Nachbarschaft des Taubenschlags nicht viel poltere, und die Tauben schüchtern mache;

6) die Frühlingsbrut zur Zucht widme, und sie daher mit einem kleinen Bande an den Füßen zeichne; dagegen im Herbst eben so viel alte Tauben ausmerze.

Fr. Was giebt es sonst für besondere Vortheile bey Atzung der Tauben?

Antw. Will man die Tauben gut und recht fruchtbar machen, so füttere man sie des Tages dreymahl, bald mit Getreidekör-

nern, bald mit Mays, bald mit weißer Futterwicke, und stelle ihnen zugleich große Teller mit Salz vor, die man sorgfältig von Zeit zu Zeit erneuert, und sie werden sich außerordentlich vermehren. Man sieht, daß diese Thiere sich häufig nach Orten ziehen, wo Salzsteine, oder mit Salz ausgeschlagene Wände sind. Das Salz ist die einzige Lockspeise, die sie anreitzt; sie vermehren sich sehr, übertreffen an Geschmack und zartem Fleisch alle andere, und bringen ihren Herrn große Vortheile, ohne daß sie gar viele Sorgfalt oder Kosten darauf verwenden. Zugleich ist das Salz bey ihnen wie bey andern Thieren ein gutes Vorbauungsmittel gegen mancherley Krankheiten.

Dieses im Allgemeinen von der Federviehzucht; um es aber besonders gut und

fett zu machen, giebt es noch eine ganz andere Art?

Fr. Und welche ist diese?

Antw. Die Mast in Poularderieen.

Fr. Was ist eine Poularderie?

Antw. Eine Poularderie ist das Behältniß mit den nöthigen Anstalten zum Unterhalt und Erziehung kastrirter Hühner, die man Poularden nennt.

Alles Federvieh kann nach Regeln der Poularderie am besten und vortheilhaftesten gemästet, vielleicht auch alle Sorten kastrirt werden; obgleich solches bisher nur an den Truthähnen und Hühnern verrichtet wird, Gänse, Aenten und Tauben aber dieser schmerzhaften Operation zur Zeit noch glücklich entgangen sind, ohngeachtet sie wahrscheinlicher Weise dazu gleiche Fähigkeit haben.

Wie und wann die jungen Hühner kastrirt werden, ist bekannt genug; daß aber die jungen Hühner unter dem Steiß oder Ano, wo sich ein Berg, einer kleinen Haselnuß groß befindet, verschnitten werden, ist vielleicht wenigen bewußt.

Der eben gedachte kleine Berg ist die Mutter, welche während der Beywohnung heraustritt, den Samen des Hahnes in ihren Falten in Verwahrung nimmt, und sich sodann an seinen gewöhnlichen Sitz zurück begiebt. Ueber diesen kleinen Hügel wird etwa um Johannis mit einem scharfen Messer ein ganz kleiner Schnitt durch eine doppelte Haut gemacht, und dadurch ein rundes weißes Gewächs zum Vorschein gebracht, welches durch sanftes Auswärtsdrücken herausgedrängt, und sowohl als der Kamm des Huhns sammt den Backen ab-

geschnitten, aber nicht zugenähet wird, sondern von selbst heilt.

Die Truthühner werden auf die nähmliche Art, doch später, etwa Ausgangs Juny, sowohl als die Truthähne kastrirt; jedoch muß den Truthähnen der Schnitt nicht von hinten, sondern von der Seite, nahe an der Keule, wo sich nur eine doppelte Haut befindet, gemacht, und die Hoden, welche an eben dem Orte, wie bey den Hühnerhähnen zu finden, allda herausgezogen werden, die gemachte Oeffnung aber wird zugenähet.

Dieses Mastvieh, es bestehe in Kapphähnen oder Poularden, in Truthähnen und Hühnern, in Aenten, Gänsen oder Tauben, wird in enge Behältnisse eingesperrt, und mit kleinen, aus Hirsenmehl und Butter verfertigten Kugeln täglich dreymahl gefüttert, und mit süßer Milch getränkt,

bey welchem Futter die Truthähne und Hühner, auch Aenten und Gänse in vier- und zwanzig Tagen, Kapaunen, Poularden und junge Tauben in sechzehn Tagen fett werden. Doch läßt sich dergleichen Einrichtung nicht im Kleinen mit Nutzen veranstalten; wo aber große Städte oder Hofhaltungen vorhanden sind, so daß es sich der Mühe lohnt, die dazu nöthigen Ställe, Wohnungen und Futterböden zu errichten, mithin von dergleichem Vieh ohngefähr 4000 Stück mit Gewißheit ins Geld zu setzen sind, da lassen sich schon beträchtliche Summen darauf verdienen.

Fr. Was wird noch hauptsächlich zur Mastung des Geflügels erfordert?

Antw. 1) Eine Art von Einsperrung, und 2) eine gute und reichliche Fütterung.

So lange der Kapaun und das Huhn frey herumlaufen, darf man nicht erwarten,

daß sie fett werden, auch erhalten sie kein zartes Fleisch, wenn auch das Futter noch so gut und reichlich gegeben würde. Man muß sie daher in einen Hühnerstall sperren, wo jedes Thier seinen besondern Korb oder Käffich hat, worin es sich nicht gut bewegen kann. Dieser Käffich wird in eine warme und dunkle Ecke des Stalls gesetzt, und dann werden sie dreymahl des Tages mit Kugeln von Gersten- Hirsen- Habermehl, oder dergleichen gestopft. Da diese Kugeln sehr nahrhaft sind, und das Thier keine Bewegung machen kann, um die Verdauung zu befördern, so muß man ihnen in den ersten Tagen nicht soviel geben, als sie fressen können, sonst könnten sie ersticken, oder an Unverdaulichkeit sterben. Bevor man ihnen diesen Teig giebt, befühlt man den Kropf, ob er leer ist; dieß ist das Zeichen, daß die

Verdanung vorbey ist; wäre sie es noch nicht, so muß man warten.

Nach Verlauf von 4 bis 5 Tagen ist das Geflügel an diese Nahrung gewöhnt, und man kann ihm alsdann so viel davon geben, bis der Kropf damit angefüllt ist, ohne ihm zu schaden. Bevor man ihm eine Kugel in den Hals steckt, taucht man sie ins Wasser, damit sie desto leichter heruntergeht, und dieß ist das einzige Getränke, das man dem Thiere giebt.

Wird das Geflügel auf diese Art gefüttert, so ist es nach Verlauf von 14 Tagen fett; zuweilen auch früher. Will man ihm ein zarteres und weißeres Fleisch verschaffen, so taucht man die Kugeln in Milch, und knetet sie damit. Von dem Teige macht man nicht mehr, als für einen Tag nöthig ist, damit er nicht säuerlich wird. In Gegenden, wo das türkische Korn Gerste

und andere Körner zum Mästen selten sind, kann man statt deren Kartoffeln nehmen; sie werden gekocht, zerstampft, und Kugeln daraus geknetet.

Das türkische Korn ist besonders gut zum Mästen, und giebt ein weißes, zartes Fleisch, wenn man es in Milch aufquellen läßt. Will man sich die Mühe nicht nehmen, das Geflügel zu stopfen, welches mit dem Mehl von türkischem Korn ohnehin schwer gehen würde, weil es körnigt ist, und keinen guten Teig giebt, so kocht man dieß Korn in Wasser, bis es aufspringt. Dann läßt man das Wasser davon ablaufen, und weicht es in Milch ein. Dreymahl des Tages wird es alsdann dem eingesperrten Geflügel vorgesetzt, welches begierig davon frißt, und seinen Kropf damit anfüllt. Der Ueberrest wird weggenommen, sobald es aufhört zu fressen.

Das auf solche Art gemästete Federvieh bekömmt ein sehr weißes, zartes Fleisch, wird aber nicht so fett, wie das gestopfte; aber eben deßwegen wird es von vielen Personen vorgezogen, die das zu viele Fett nicht ertragen können.

Fr. Wie werden in solchen Poularderieen die wälschen Hühner auferzogen und gemästet?

Antw. Die jungen Puthühner werden, ohne Rücksicht auf die Gattung, so klein und jung als möglich genommen, des Morgens sehr frühe gefüttert, und dann bis Mittag auf die Weide getrieben; nachher aber wieder in den Hof geführt, und gefüttert. Zwey Stunden nach Mittag werden sie wieder auf das Feld, oder längs dem Wege hingeführt, und bleiben daselbst bis um sechs oder sieben Uhr des Abends, worauf sie abermahl gefüttert, und unmittelbar

nachher, eines nach dem andern, auf Stangen gesetzt werden, welches sehr mühsam ist. Man streuet ihnen viel Stroh, und erneuert es täglich; dessen ohngeachtet gehet öfter doch die Hälfte zu Grunde.

So lange sie noch jung sind, setzet man sie an Orte, die gegen Mittag liegen; sollen sie aber gemästet werden, so setzt man sie gegen Mitternacht an einen bedeckten, wohlverwahrten Ort. Die jungen Puthühner werden mit einem Teig gefüttert, der aus harten Eyern, Brodkrummen und ein wenig Milch bestehet. Im dritten oder vierten Monathe giebt man ihnen Abgänge von Brod und Kleyen mit Wasser vermischt.

Erst im 5ten, 6ten oder 7ten Monath fängt man an sie zu mästen, und dieß dauert nicht länger, als 6 Wochen. Ihre Nahrung besteht dann in einer gewissen Menge Brodkrummen, Kleyen, etwas

Milch, und ein wenig Gerstenmehl, und sie werden um diese Zeit an einem dunkeln Orte alle zusammen eingesperret, wobey man ihnen viel Stroh giebt, und es oft erneuert.

Die Hühner werden eher fett, als die Hähne, und letztere werden nie verschnitten. Wenn sie einmahl fett sind, so nehmen sie selten wieder ab; allein in der Jugend geht, wie oben gesagt, eine Menge davon zu Grunde, ohne daß man bisher die Ursache davon errathen, oder sie retten konnte. Die gemästeten wälschen Hühner wiegen gewöhnlich 15, 20, auch 25, zuweilen gar 30 Pf.

Fr. Wie werden die Gänse behandelt?

Antw. Gewöhnlich rechnet man nur einen Gänserich auf drey Gänse; denn, wenn er mehr zu bedienen hätte, so würden die meisten Eyer nicht befruchtet werden. Einer Gans legt man immer zwölf bis dreyzehn

Eyer unter, und setzt Futter und Wasser so nahe vor sie hin, daß sie fressen und saufen kann, ohne sich zu verrücken.

Die Nester werden von Stroh gemacht, und so eingerichtet, daß die Eyer nicht herausfallen können, wenn sie die Gans umwendet, welches sie alle Tage thut. Die Ganserte dürfen nicht weit von den Gänsen entfernt werden, und sobald sie dieselben nur sehen können, so bewachen sie's ziemlich sorgfältig. Wenn die Eyer beynahe ganz ausgebrütet sind, so zerstößt man die Seite, wo der Schnabel der jungen Gans liegt, damit sie Luft schöpfen, und Kraft erhalten kann, um sich aus dem Ey ganz herauszuwinden.

Die Gänse werden zu Anfange Aprils gerupft, und man nimmt die schönsten Federn von der Brust und dem Rücken weg, ohne jedoch die Pflaumfedern zu berühren.

Zugleich zieht man aus jedem Flügel fünf starke Schreibfedern; manche aber nehmen nur vier.

Drey oder vierthalb Monathe nachher können die Schreibfedern abermahl ausgezogen werden, und hierauf regelmäßig zweymahl im Jahre. Alten Gänsen und Ganserten kann man die feinen Federn des Jahrs dreymahl ausrupfen, nähmlich 7 Wochen nach dem ersten mahle, und wieder 7 Wochen nach dem zweyten mahle, welches das letzte mahl im Jahre ist.

Die jungen Gänse können einmahl gerupft werden, wenn sie drey oder vierthalb Monathe alt sind; allein die starken Federn muß man ihnen nicht ausziehen, wenn sie spät ausgekrochen sind. Dauert das Ausbrüten lange, so rupft man die alten Gänse nicht im April, sondern wartet einen Monath länger.

Füttert man sie mit Gerste und Haber, so tragen sie besser, ihre Federn erhalten mehr Güte, und wachsen schneller. Sie müssen aber immer Wasser und grünes Futter in Ueberfluß haben.

Fr. Sind die Bienen auch vortheilhaft für die Landwirthschaft?

Antw. Allerdings! Sie gehören zu einer ordentlichen Landwirthschaft, da sie leicht zu erhalten sind, und großen Nutzen bringen.

Fr. Wie muß man es aber mit ihnen angehen?

Antw. Wer Bienen halten will, muß ihre Nahrung und Wartung, die Stellung und Verfertigung des Bienenhauses, und die beste Art der Bienenkörbe kennen; er muß sie auch gehörig zu nutzen, und die überflüssigen Stöcke mit Vortheil zu

verkaufen, oder die mangelnden einzukaufen wissen.

Fr. Worin besteht ihre Nahrung?

Antw. Die Nahrung der Bienen besteht in allerhand Blüthen von Linden, Fruchtbäumen, Rosen, Blumen, Klee, Buchweitzen, Heidekraut und vielen andern dergleichen. Sie verlangen zugleich Wasser; ein Bach oder schmaler Fluß sind ihnen sehr angenehm; sehr breite Wasser aber gefährlich, weil viele darin ersaufen, wenn sie bey stürmischem Wetter, mit Honig beladen, hinüberziehen.

Fr. Wie müssen die Stöcke oder Körbe beschaffen seyn?

Antw. Die Bienenkörbe oder Stöcke werden auf mancherley Art verfertiget. Die schlechtesten sind solche, welche aus Kienholz gemacht, und mit einem Spundloche

versehen sind. Besser sind die von Stroh, oder Bast geflochtenen.

Die Bienenhäuser oder Behältnisse sind gleichfalls von verschiedener, und fast immer von schlechter Art. Ein tüchtiges Bienenhaus soll aus glatt gehobelten, trockenen Bretern, acht bis zehn Schuh gefertiget seyn, hinten und an den Seiten dergleichen Wände haben, und vorne zu mit wohlpassenden Thüren, in welchen kleine durchlöcherte Bleche angebracht sind, um den Bienen die nöthige Luft zu lassen, inwendig aber mit vier bis fünf gleichweit auseinander stehenden Stockwerken oder Bretern versehen seyn. Dieß Gebäude wird an eine Mauer, oder andern windstillen Ort dergestalt aufgerichtet, daß die Thüren oder Oeffnungen der Morgen- oder Mittagssonne ausgesetzt sind, und man um das Bienenhaus herumgehen kann. Halb

hochstämmige oder Buschbäume sind in der Nachbarschaft des Bienenhauses dienlich, hohe und vielen Schatten gebende Bäume aber schädlich.

Fr. Wann kauft man Bienen, und was ist dabey zu beobachten?

Antw. Der Februar ist die bequemste Zeit zum Bienen-Einkauf. Man muß ihr Alter und ihre Eigenschaften kennen, und bey dem Einkauf vorsichtig seyn. Die großen runden und rauhen, oder sogenannten haarigen Bienen pflegen faul und gefräßig, die besten pflegen klein, goldgelb, glänzend, und nicht gar schüchtern, die jungen Bienen aber hellbraun, und glänzend zu seyn. Man muß im Einkauf drey- und zweyjährige Bienenstöcke ältern vorziehen, oder lieber einen jährigen nehmen, im Falle sie nur vom ersten Schwarme sind; welches sich allen-

falls am Wachs, das bey jungen Bienen weiß, bey åltern gelb, und bey noch åltern schwårzlicht ist, erkennen låßt. Außer dieser Vorsicht muß man die Bienenkörbe aufheben, und ihre Schwere in Betracht ziehen; denn je schwerer der Korb, (vorausgesetzt, daß sie von einerley Art, und aus einerley Materie bestehen) desto volkreicher, und folglich um so besser ist er.

Wenn der Handel geschlossen ist, werden die Luftlöcher verstopft, die Bienenkörbe vom Bret, worauf sie gestanden, losgemacht, und sobald die etwa gestörten Bienen sich wieder hineinbegeben, mit Behutsamkeit auf leinene Tůcher gelegt, diese fest zugebunden, und mit möglichst wenigen Erschůtterungen zu Wasser oder durch Menschen getragen, nach ihrer neuen Wohnung geschafft, und die leinenen Tůcher

erst des andern Tages abgelöst. Man kann zum Willkomm ein wenig Haber und Zucker bey den Körben hinsetzen, und man muß eine verhältnißmäßige Menge Honig hinzufügen, im Falle sie nicht gehörig damit versehen wären.

Fr. Was ist bey der Garten-Nahrung, und der auf Heidekraut zu beobachten?

Antw. Wer die Nahrung für die Bienen bey der Hand, hölzerne Bienenkörbe oder die bekannte schweitzerische Kommode angeschafft hat, kann bey angehenden warmen Tagen die Bienenkörbe in dem Garten vertheilen, oder sie im Bienenhause stehen lassen. Wer aber zum entfernten Heidekraut seine Zuflucht nehmen muß, der ahme die Poken und Braunschweiger nach, verstopfe die Luftlöcher an den Körben, lege sie auf die Seite, binde sie in ein leinen Tuch, und führe sie zur Nacht-

zeit nach der Heide oder Heidekraut. Dieser neue Wohnplatz muß vorher vom Gras und Kraut gesäubert, und mit einem auf niedrigen Pfählen und Stangen ruhenden Strohdach versehen seyn, worunter dann die Bienenkörbe auf bloßen Sand gestellt, die Tücher hinweggethan, und die Luftlöcher geöffnet werden. Die Blüthe des Heidekrauts verschafft diesen Gästen überflüssige Nahrung; jedoch ist weder der Honig noch das Wachs von der Güte, als dasjenige, das in Gärten und kleereichen Wiesen gesammelt worden; und diese Veranstaltung kann auch nur in solchen Gegenden getroffen werden, wo die Bienenzucht stark ist, oder viele Leute ihre Bienen nach der Heide bringen, damit es sich der Mühe verlohne, einen Aufseher zu halten, der ihrer bis Ausgangs August

wahrnehme, zu welcher Zeit sie wieder nach ihren Winterquartieren geschafft werden.

Gesetzt also, es hätte Jemand den Anfang seiner Bienenzucht mit dem Einkauf von zweyjährigen und wohlgenährten Bienenkörben gemacht, und sie bis in April wohl gewartet, so werden die Bienen bis zu Anfang des May selbst für ihr Futter sorgen, eine zahlreiche Jugend ausbrüten, und bey herannahenden warmen Tagen, wenn die Sonne recht heiß scheint, anfangen zu schwärmen.

Fr. Was hat es für eine Beschaffenheit mit dem Schwärmen?

Antw. Lehrer und Kenner der Bienenzucht sind noch nicht einig, ob die alten oder jungen Bienen schwärmen, und ihre Wohnung zu verlassen, gezwungen werden. Einige behaupten das erstere, andere das letztere. Unterdessen könnten wohl

auch beyde Recht haben, wenn es darauf ankömmt, welcher Theil der stärkeste ist. Es ist bekannt, daß jeder Theil seinen Weiser, den einige den König, andere die Königinn nennen, habe. Durch die junge Brut wird der Stock zu volkreich, warmes und schwüles Wetter macht sie unruhig, und gute Nahrung stark und beherzt, so daß die Alten mit den Jungen hitzige Schlachten liefern, und ein Theil den andern zu verdrängen sucht. Trifft es sich nun, wie bey wohl gewarteten Bienen gar oft geschieht, daß die junge Brut weit zahlreicher ist, als die alten Bewohner des Stockes, so verlieren die Alten den Kampfplatz, müssen weichen, und ihr Glück anderswo suchen; verhält es sich umgekehrt, so werden die Jungen von den Alten vertrieben.

Die Schwärmzeit erfordert Aufmerksamkeit. Man erkennt sie an heißen und schwülen Tagen, auch wenn des Vormittags sich viele Bienen um das Luftloch angesetzt haben, oder in der Nähe des Korbes unruhig umherfliegen. Bey diesen Umständen pflegt in den heißesten Mittagsstunden ein Theil Bienen gänzlich verdrängt, und zum Schwärmen gezwungen zu werden; da man dann wohl Acht haben, und sich mit leeren Körben, Bienenkappen, Handschuhen, und dergleichen Geräthe versehen mag.

Sobald der Weiser, der an seiner vorzüglichen Größe und gelben Farbe zu erkennen ist, das Quartier räumt, und zum Luftloch herauskommt, wird er von seinem bereits draußen befindlichen Volke empfangen. Er stellt sich an die Spitze seines Heeres, ziehet langsam fort, und wird von dem ganzen Volke begleitet. Er

und seine Unterthanen hängen sich an den ersten niedrigen Baum an, den sie finden, in deren Ermangelung sie aber oft weit ziehen, und in den Wäldern zu hohen und hohlen Bäumen Zuflucht nehmen.

Sobald man dergleichen Bienenschwarm abziehen sieht, muß der Wärter ein Getöse mit einer kleinen Glocke, oder anderm dergleichen einen starken Schall gebenden Instrumente machen, und sie verhindern, die Stimme ihres Führers zu hören. Dieses veranlaßt das vertriebene Volk, sich an den ersten besten Ast auf einem Klumpen anzusetzen. Nunmehr wird ein leerer Korb unter diesen Ast gehalten, und die Bienen abgeschüttelt, oder mittels eines weichen Besens oder Flederwisches in den Korb gebracht, mit einem Sieb oder leinenen Tuche bedeckt, und nach dem Bienenhause getragen, wo der neue Korb an sei-

nen Ort gesetzt, die leinene Decke behutsam weggezogen, und das Luftloch eröffnet wird. Während dem Nachhausetragen haben die Bienen bereits dem Weiser in der Spitze des Korbes Quartier gemacht, wo er sich von seiner Leibwache, welche größer als die andern Bienen, und nur zum Dienst des Königs oder Führers bestimmt ist, umgeben befindet.

Sobald der Weiser einquartiert, und der neue Korb in Ruhe gebracht ist, verfügt sich ein Theil seines Heeres ins Feld, und schafft Baumaterialien zu bequemlichen Wohnungen für sich, vorzüglich aber für ihr Oberhaupt herbey. Dergleichen Schwärmen der alten Körbe geschiehet, nach Beschaffenheit der guten Witterung und gedeihlichen Futters, in einem Sommer zwey = drey = auch mehrmahl; jedoch ist zu verhüten, daß solches nicht über drey=

mahl geschehe, weil die späten Schwärme nicht Zeit genug übrig behalten würden, einen hinlänglichen Wintervorrath anzuschaffen, folglich von der vielen Arbeit ermüdet, und durch den Nahrungsmangel entkräftet, den Winter über eingehen möchten. Um also das zu ofte Schwärmen zu verhindern, muß für mehrern Raum in den Körben gesorgt, oder wenn man geflochtene Körbe hat, ein oder zwey der Größe des Korbes angemessene Kränze geflochten untergesetzt werden. Bey Anwendung dieses Mittels läßt das fernere Schwärmen nach, und das bequem eingequartierte Bienenvolk lebt den Winter über in Eintracht und Ruhe.

Sollten die Bienen jährlich nur zweymahl schwärmen, so würde man im ersten Herbste anstatt der eingekauften zwölf Körbe sechs und dreyßig dergleichen, im zweyten

Herbste schon zwey und siebenzig, und im dritten Herbste hundert und vierzig dergleichen Körbe besitzen, wenn sie wohl gewartet und ernährt worden sind. Es ist dieß nicht zu wenig gerechnet, weil in den angenommenen drey Jahren viele Körbe dreymahl schwärmen, mithin einige Unglücksfälle zu übertragen stehen, wiewohl der Vortheil noch immer beträchtlich genug bleibt, wenn man auch am Ende des dritten Jahres nur hundert wohlgefüllte vorzuzeigen hätte.

Fr. Was ist vom Beschneiden der Bienenstöcke, und Schwefelrauche zu halten?

Antw. Verschiedene Bienenverständige beschneiden die Bienenstöcke gar nicht, sondern tödten durch Schwefelrauch die Bewohner der schweresten Körbe, und lassen den leichtesten ihren ganzen Vorrath zur

Winternahrung, wobey sie sich auch ganz wohl befinden, indem bey so reichlicher Nahrung die am Leben gebliebenen Bienen fleißig schwärmen, und keines weitern Winterfutters bedürfen. Andere beschneiden die Bienen jährlich zweymahl und nehmen ihnen die Hälfte, auch wohl zwey Drittheil der Honigkuchen, setzen sich aber dadurch in Gefahr, bey harten Wintern um ihre ganze magere Bienenzucht zu kommen. Unterdessen sind beyde Arten nicht die besten. Die erste ist der Vermehrung des Bienenstandes zuwider; die andere verräth Geitz und Undankbarkeit gegen diese fleißige Kreaturen. Man wähle daher die Mittelstraße, und verhüte erstens das zu öftere und schädlich werdende Schwärmen; zweytens beschneide man die Bienen mit Ueberlegung und nach Beschaffenheit des Vorraths, und drittens versehe

man sie bey starken Wintern mit dem nöthigen Futter.

Bey dem Beschneiden sind folgende Umstände in Betracht zu ziehen: die Jahrszeit, die Schwere des Korbes, das vorhandene Futter, und das Alter der Bienen. Man beschneidet, oder nimmt den Bienen im Frühling und im Herbst den überflüssigen Theil ihres Vorraths; die jungen Bienen werden gar nicht, die leichten Körbe nur einmahl, die wohlbevölkerten und schweren Körbe hingegen zweymahl beschnitten. Ist der Winter günstig gewesen, und Sommerweide in gehöriger Menge und Güte vorhanden, so kann zum erstenmahl die Hälfte, höchstens drey Fünftheil, zum zweytenmahl aber nur ein Viertheil, höchstens ein Drittheil des Vorraths weggenommen werden. Die erste Aernte ist nothwendig, um die Körbe vom Ue-

berfluß zu befreyen, und die Bienen beym Fleiß zu erhalten. Die andere kann, nach Beschaffenheit der Umstände, zumahl bey schwachen Körben, füglich unterbleiben.

Von diesem abgenommenen Vorrathe muß man abermahl ein Viertheil aufbehalten, um die Bienen im Fall der Noth damit zu füttern. Diese Nothwendigkeit läßt sich am Zernagen des Wachses, das man bey aufgezehrtem Futter wie Kleyen zermalmet auf den Bretern findet, erkennen. Da auch Mäuse, Ameisen, Wespen, Raubbienen, Raupen, Spinnen und Vögel der Bienen gefährliche Feinde sind, so müssen solche möglichst vom Bienenhause abgehalten werden. Es ist in dieser Absicht wohlgethan, alles Gras, Unkraut u. dgl. vom Bienenstande zu entfernen, auch kleine Drathgitter, wodurch die Bienen kommen können, vor die Einzugslöcher

zu machen, im Winter aber die oben genannten Thüren uneröffnet zu lassen, um diese Thiere vor der Kälte und gefährlichen Besuchen zu bewahren.

Fr. Worin besteht der Nutzen der Bienen?

Antwt. In Wachs und Honig, und ein wohlgearteter Bienenkorb kann jährlich zwey, drey bis vier Gulden Einkünfte abwerfen; wenigstens ist die Abnutzung nach Abzug der Unkosten und sich eräugnenden Unglücksfälle im Durchschnitt auf einen Gulden zu rechnen.

Fr. Wie werden die Produkte von den Bienen behandelt und benützt?

Antw. Man hat weißen oder sogenannten Jungfernhonig und gelben Honig. Ersterer ist der von selbst fließende, letzterer der ausgepreßte; die erste Art ist besser als die zweyte. Die auszu-

pressenden Honigkuchen werden an einigen Orten in große Kessel gethan, und durch gelindes Kohlenfeuer geschmolzen; andere thun sie zerschnitten in einen großen Topf, den sie in siedendes Wasser setzen, folglich im Marienbade zum Schmelzen bringen. Erwählt man die letzte Art, so wird der Honig klärer und weißer; bey starkem Vorrath von Honig wird die erstere Art die Arbeit besser befördern. Jedoch muß allemahl das beym Schmelzen obenauftretende Wachs abgenommen, und der Honig durch einen spitzigen leinenen Beutel gegossen und gereiniget werden. Wenn es nicht mehr fließen will, wird der Ueberrest zwischen Bretern gequetschet, das durch dieses Quetschen Ausgepreßte in warmes Wasser gethan, und dieses mit Süßigkeit geschwängerte Wasser zum Meth angewendet.

Der ausgelassene Honig wird dann nochmahl langsam erwärmt, und der oben auftretende Schaum abgenommen, welches man das Honigläutern nennt. Dieser geläuterte Honig wird endlich nochmahl durch reine Tücher in irdene oder andere reine Gefäße gegossen und verkauft. Das nun von Honig befreyte Wachs, und die aus den Körben erhaltenen leeren Wachsgewirke werden mit Wasser vermengt, in einem Kessel geschmolzen, wohl umgerührt, und mit dem Kochen so lange fortgefahren, bis das Wachs lauter und klar ist, worauf man es durch einen leinenen Sack in einem andern Kessel laufen läßt. Das im Sack gebliebene wird warm unter die Presse gethan und ausgepreßt. Alles erhaltene Wachs ist endlich nochmahl anzuwärmen, und zu schäumen. Man gönnt ihm ferner Zeit, sich zu setzen, und gießt

alsdann das lautere in die dazu vorhandenen irdenen Gefäße, woraus das erkaltete Wachs, wenn die Gefäße ein wenig erwärmt sind, ohne Mühe genommen wird. Der Bodensatz, oder das unreine Wachs wird auch besonders aufgehoben, und sowohl der Honig, als das verschiedene Wachs nach Gelegenheit der Umstände verkauft.

Inhalt.

Seite.

Einleitung. 3

Erster Abschnitt.

Von der gemeinen Kultur des Bodens.

Erstes Kapitel. Von den allgemeinen Grundsätzen, und allgemeinen Gesetzen bey noch öden Gründen. . . . 5

Zweytes Kapitel. Von dem Kulturprozeß im Allgemeinen. . . . 20

Seite.

Drittes Kapitel. Von dem Vollzuge der Abtheilung und Kultur. . . . 49

Viertes Kapitel. Von den Verhältnissen bey den abgetheilten Gründen. . 60

Zweyter Abschnitt.

Von der höhern Landwirthschaft bey schon kultivirten Gründen.

Erstes Kapitel. Von den allgemeinen Grundsätzen und allgemeinen Gesetzen bey schon bebauten oder kultivirten Gründen. 65

Zweytes Kapitel. Von der Landwirthschaft. 71

Drittes Kapitel. Von den Wiesen. . 81

Viertes Kapitel. Von Gärten, Pflanzungen, Obstbäumen. 83

Fünftes Kapitel. Von den Waldungen. . 92

Inhalt.

Seite.

Sechstes Kapitel. Von der Prozeßform bey der höhern Landwirthschaft. . . 93

Siebentes Kapitel. Von den Strafen in Kulturfällen. 96

Achtes Kapitel. Von dem Zertrümmern der Güter. 101

Dritter Abschnitt.

Von dem Unterrichtenden in Kultur- und Landwirthschaftsgegenständen.

Erstes Kapitel. Allgemeine Grundsätze hierüber. 122

Zweytes Kapitel. Von den Kornfrüchten insbesondere. 162

Drittes Kapitel. Von den Hülsenfrüchten. 181

Viertes Kapitel. Von den Futterkräutern. 190

Fünftes Kapitel. Von den ölgebenden Pflanzen. 205

Inhalt.

Seite.

Sechstes Kapitel. Von den Handels=kräutern. 210

Siebentes Kapitel. Von den Gartenge=wächsen und Obstbäumen. . . 217

Achtes Kapitel. Von dem Viehstande bey einer Landwirthschaft. . . . 294

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gedruckt mit Zänglischen Schriften.

Nur bebautes Land bringt Früchte, und zwar nach Verhältniß der angewandten Mühe.

— — —

T.Nauer.

[illegible]

Hazzi, Joseph <<von>>,

Katechismus der baierischen Landes-Kulturgesetze sammt einem Unterricht der Landwirthschaft für das Landvolk, auch zum Gebrauch für Richter und Rechtsanwälde, Volks- und Schullehrer
Bd.: [1]

München (1804)

Bavar. 1219 m-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10374342-5